

Dieser Text ist erschienen in Anja Weiß/Cornelia Koppetsch/Albert Scharenberg/Oliver Schmidtke (Hrsg.): „Klasse und Klassifikation. Die symbolische Dimension sozialer Ungleichheit“. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2001, S. 27-60.

Bei vorliegender Version handelt es sich um eine Manuskriptfassung, die gegenüber der Druckfassung kleine Abweichungen enthalten kann.

## **Klasse, Macht und Kultur Zum Theoriedefizit der Ungleichheitsforschung<sup>1</sup>**

*Von Klaus Eder*

Der Diskurs, der die Erfolgsgeschichte eines sich globalisierenden Kapitalismus in den letzten beiden Jahrzehnten begleitet hat, thematisiert das für diese ökonomische Form konstitutive Verhältnis von sozialen Klassen nicht mehr. Nicht nur im öffentlichen Bewusstsein ist die Vorstellung einer über soziale Klassen sich konstituierenden Gesellschaft verschwunden. Auch die sozialwissenschaftliche Beschreibung hat dieses Konzept ad acta gelegt und Klassenanalyse als überholt erklärt. Übrig bleiben dann nur mehr Individuen, die sich im Diskurs über den sich durchsetzenden Kapitalismus dadurch unterscheiden, wie sie mit der ökonomischen Logik dieses ökonomischen Systems umzugehen verstehen. Individualisierung ist also die sozialwissenschaftliche Antwort auf die gesellschaftstheoretische Frage, was den Kapitalismus zusammenhält. Nach dem Ende sozialer Klassen führt dieses ökonomische System zum Aufstieg des Individuums.

Die folgenden Überlegungen sind von einer doppelten Überlegung geleitet. Die Vorstellung, dass komplexe Gesellschaften soziale Klassen ausbilden, gehört zur Grundeinsicht gesellschaftstheoretischer Beschreibungen moderner Gesellschaften wie traditionaler Gesellschaften.<sup>2</sup> Die moderne Gesellschaft hat dieser Struktur die sozialwissenschaftliche Beschreibung hinzugefügt, die zunächst von Marx, dann von Durkheim und Weber weiterentwickelt wurde. Dieser Diskurs enthielt zugleich die Elemente eines kapitalismuskritischen Diskurses. Die Tatsache der über soziale Klassenteilung hergestellten Gesellschaft war das Skandalon dieser Gesellschaft. Die Lösung dieses Skandalons bestand in der pazifizierenden Koordination von Klassen, in der Koordination von Kapital und Arbeit, von professionellen Gruppen usw. Das treibende Element blieb aber die in die Struktur dieser Gesellschaft eingeschriebene soziale Ungleichheit, die gruppenspezifisch zurechenbare Ungleichheit der Positionierung in der modernen Gesellschaft.

---

<sup>1</sup> Für scharfsinnige und vor Holzwegen bewahrende Kritik bin ich Anja Weiß verpflichtet.

<sup>2</sup> Dies ist bisweilen strittig. Ich gehe davon aus, dass der Unterschied von Gesellschaften mit sozialen Klassen und Gesellschaften ohne soziale Klassen aus der Differenz von einfachen Gesellschaften, die soziale Ungleichheit minimieren, und komplexen Gesellschaften, die soziale Ungleichheit maximieren, verstanden werden kann. Lévi-Strauss hat dafür die schöne Metapher von kalten und warmen Gesellschaften geprägt. Zu dieser Diskussion vgl. Eder (1973).

Wenn es keine Klassen mehr gibt und nur mehr Individuen zählen, dann entfällt dieses treibende Element. Soziale Ungleichheit wird durch die natürliche Ungleichheit zwischen Individuen ersetzt. Was Individuen miteinander zur Gesellschaft verbindet, reduziert sich auf Kultur, auf Geschmack. Der Diskurs des Geschmacks ersetzt den Diskurs sozialer Ungleichheit. Die kultursoziologische Wende der Ungleichheitsforschung basiert also auf einer Gesellschaftstheorie, die das Soziale auf das Kulturelle reduziert und damit den Rechtfertigungsdiskursen der kapitalistischen Organisation ökonomischer Beziehungen nur mehr den Geschmack entgegenzusetzen hat.<sup>3</sup>

Die traditionelle Sozialforschung war hier weiter als die kulturalistische Ungleichheitsforschung. Sie hat allerdings durch eine theoretische Grundentscheidung dieser Entschärfung der Ungleichheitsforschung Vorschub geleistet, nämlich durch die Abkoppelung der Ungleichheitsforschung von einer Strukturtheorie moderner Gesellschaft. Sie hat dies weitgehend aus gesellschaftspolitischen Gründen getan, in der Abwehrreaktion auf Marx und die marxistische Klassentheorie. Die Folgen lassen sich auf die Formel „zu viel Kultur“ und „zu wenig Struktur“ bringen.

## **1 Zu viel Kultur und zu wenig Struktur – zur Crux der Ungleichheitsforschung**

Was die traditionelle Sozialforschung erfasst, ist ein Moment im Kampf um Klassenpositionen, der zu einem Zeitpunkt gegebene Stand eines Prozesses sozialer Auseinandersetzungen. Insbesondere die quantifizierende Sozialforschung hat uns solche Momentaufnahmen geliefert, die wir als die soziale Ungleichheit einer Gesellschaft bezeichnen. Diese Momentaufnahmen sozialer Ungleichheit sind wie die Spitze eines Eisbergs. Sie sind – wie Bourdieu es einmal formuliert hat – *opus operatum*, Resultate von Prozessen, die in den Beziehungen zwischen Akteuren ihren Ursprung haben. Diese Momentaufnahmen sind also selber bereits ein Ergebnis sozialer Prozesse, ein Ergebnis der Dynamik sozialer, oft konflikthafter Interaktionen. Diese Dynamik ist allerdings in diesen Momentaufnahmen gesellschaftlicher Realität nicht mehr sichtbar. Das sind die – legitimen – Grenzen dieser Sozialforschung. Diese Sozialforschung vergisst aber auch in der Deutung ihrer Ergebnisse oft zu leicht, dass die empirisch vorfindbaren Momente, wie etwa Aggregate von Statuspositionen oder Wertorientierungen, nur Momentaufnahmen eines gesellschaftlichen Prozesses sind. In diesem Problem steckt selbst wiederum ein fundamentales theoretisches Problem: Stecken die gesellschaftlichen Strukturen in den Ausdrucksformen

---

<sup>3</sup> Der hier angesprochene Zusammenhang von Gesellschaftstheorie und Gesellschaftskritik ist glänzend dargestellt in Boltanski/Chiapello (1999).

selbst oder sind sie in den Prozessen zu suchen, die diese Ausdrucksformen produzieren?

Die Verzeitlichung der Ungleichheitsforschung hat diese Momentaufnahmen temporalisiert. Statt Zuständen werden Abläufe beschrieben, Erwerbsverläufe und Lebensläufe, Schulkarrieren und Berufskarrieren. Diese Ungleichheitsforschung verfolgt Momentaufnahmen über Zeit.<sup>4</sup> Statt Fotos erhalten wir nun Filme der gesellschaftlichen Realität. Filme sind aber ebenso wie Fotos bereits ein „opus operatum“, ein Repräsentierendes, dessen Verhältnis zum Repräsentierten vermittelt ist. Dieses Vermittlungsverhältnis von Repräsentierendem und Repräsentiertem betrifft nicht nur die Schauspielerinnen und die technischen Macher, also die Fotografinnen oder Kameralleute, sondern auch die Regisseure (die geheimen wie die publikumsbekannteren) und die Geldgeber; es betrifft nicht zuletzt die Geschichten selber, die in den Bildern und Filmen erzählt werden.

Das Wissen, das soziale Ungleichheitsforschung erzeugt, ist also wie ein Fotoalbum oder eine Filmrolle. Fotos und Filme repräsentieren eine objektive Realität. Sie tragen bisweilen auch zur Reproduktion dieser Realität bei. Die Differenz von Repräsentiertem und Repräsentierendem lässt sich analytisch mit der Unterscheidung von Struktur und Handeln, von Hinterwelt und Vorderwelt fassen. Auch die Unterscheidung von Bourdieu zwischen Positionen (die Welt der objektiven Realität) und Dispositionen (die Welt der Erscheinungen) sucht diesen Zusammenhang zu fassen. Dispositionen können wir wie Filme sehen. Positionen, die „dahinter liegende“ Realität, können wir nur theoretisch konstruieren.<sup>5</sup> In diesem Sinne sind Positionen „objektive“ soziale Strukturen.

Wenn man sich nun nicht mit dem Repräsentierenden bescheiden will, stellt sich das Problem der Analyse von Hinterwelten, des in Fotos und Filmen Repräsentierten. Das impliziert ein gravierendes methodisches Problem, da solche Hinterwelten gerade dadurch definiert sind, dass man sie nicht sieht. Man muss sie also in besonderer Weise, durch methodische „Tricks“, sichtbar machen. Das Ergebnis nennen wir „Strukturen“, Regeln, die das Unsichtbare sichtbar machen, das Sichtbare erzeugen.<sup>6</sup>

---

<sup>4</sup> Diese Verzeitlichung hat sowohl theoretische wie methodische Folgen gehabt. Zur theoretischen Diskussion vgl. etwa Berger (1990) und Weymann (1998). Zu den methodischen Folgen siehe Blossfeld et al. (1986). Als Resümee der Lebensverlaufsforschung siehe jetzt Mayer (2000).

<sup>5</sup> Dieses besondere Wissen besitzen die Menschen auch im Alltag. Entsprechende Alltagstheorien werden etwa – meist mit begrifflicher Hilfestellung – in Umfragen mobilisiert, die Menschen nach ihren sozialen Positionen befragen bzw. abfragen.

<sup>6</sup> Der Strukturbegriff, einer der Grundbegriffe in der Soziologie, gehört zugleich zu den am wenigsten explizierten. Zu Versuchen, des Strukturbegriffs in den Sozialwissenschaften habhaft zu werden, siehe schon früh Lévi-Strauss (1967b), der sich vom funktionalistischen Strukturbegriff der britischen Sozialanthropologie absetzt. Zu Letzterem vgl. Nadel (1957). Zur älteren soziologischen Diskussion siehe Blau (1977a, 1977b, 1994) sowie die Beiträge in Blau (1978). Zur jüngeren Diskussion siehe Coleman (1990) sowie gut kontrastierend

Soziale Strukturen sind Regeln, die die Relationen zwischen sozialen Akteuren und ihren Auseinandersetzungen erzeugen, die das, was die soziale Welt zusammenhält, sichtbar machen sollen. Wie eine solche Strukturanalyse aussehen kann und wie sie den Anspruch einer Strukturen sozialer Ungleichheit sichtbar machenden Forschungsstrategie einlösen kann, soll im Folgenden in Abgrenzung von einer sich selbst und ihren Gegenstand nur mehr kultivierenden Sozialforschung des Repräsentierenden diskutiert werden. Ausgangspunkt dieser Überlegungen ist, dass die Analyse von Klassenstrukturen die theoretische und methodische Grundlage einer Ungleichheitsforschung ist, die das Repräsentierende auf ein Repräsentiertes abbilden und damit soziale Strukturen von Ungleichheit sichtbar machen kann.

Diese Annahme impliziert nicht, dass es eine ganz bestimmte Anzahl vorgängig bestimmter Klassen geben könne. Gerade letzteres ist variabel. Worum es geht, ist die Strukturen auszumachen, mit denen soziale Gruppen von anderen unterscheidbar gemacht werden. Die Theorie, mit der wir solche Mechanismen sichtbar und damit wissenschaftlichem Verstehen zugänglich machen wollen, arbeitet also mit Annahmen einer strukturellen Ordnung in den die beobachtbare Realität von Unterschieden erzeugenden Prozessen.

Der klassische Strukturalismus hat solche Strukturen zunächst in der Beobachtung sozialer Interaktionen gesucht<sup>7</sup>, dann in Geschichten, in denen Interaktionssituationen erzählt werden. Hier ist bereits der Schritt vom Repräsentierenden zum Repräsentierten vorgezeichnet. Die damit verbundene Theorie ist allerdings eher induktiv angelegt. Im extremsten Fall wird die Theorie selbst zur Erzählung.<sup>8</sup> Erst in der kommunikationstheoretischen Wende der Sozialwissenschaften (und dem „linguistic turn“ in der Philosophie) wird der Zusammenhang von Handeln und Text systematisch begründet: Wer handelt, bezieht sich auf den anderen, indem er ihm etwas mitteilt, einen „Text“ (und nicht nur einen „Auslöser“) kommuniziert. Damit kann die neuere Strukturanalyse jenseits der alten Debatten an eine theoretische Diskussion anknüpfen, die über die induktiven älteren Versuche einer Strukturanalyse des Sozialen hinausgeht.

---

Cook/Whitmayer (1992). Eine interessante kulturalistische Variante bietet Sewell (1992). Wenn schon Struktur ein schwieriger Begriff ist, dann ist Strukturierung als davon abgeleiteter Begriff ein noch schwierigerer (Giddens 1984, 1988).

<sup>7</sup> Dies ist etwa typisch für den frühen Lévi-Strauss. Siehe dazu sein zuerst 1949 veröffentlichtes Werk über die Strukturen von Verwandtschaftssystemen (1967a).

<sup>8</sup> Auch hier mag Lévi-Strauss als Kronzeuge für diese Transformation des Strukturalismus dienen. In den „Mythologica“ ist diese theoretische Strategie am radikalsten durchgehalten (Lévi-Strauss 1964, 1966, 1968, 1971).

Mit diesem Perspektivenwechsel zu einer kommunikationstheoretischen Analyse der sozialen Realität erscheint Gesellschaft nicht nur als das Inventar von Themen und Handlungen, die es in einer Gesellschaft gibt. Gesellschaft ist vielmehr das, was diese Themen und Handlungen miteinander verbindet: ein strukturierter Kommunikationszusammenhang.<sup>9</sup> Die theoretische Suchstrategie ist somit, Strukturen in den Prozessen der Kommunikation zwischen sozialen Akteuren zu suchen. In diesen kommunikativen Prozessen stellt sich – und hier geht die soziologische Theorie über die philosophische Motivation hinaus – nicht nur hypothetischer Konsens her. In diesen Prozessen wird soziale Realität hergestellt. Soziale Ungleichheit und politische Macht sind dann in die Struktur kommunikativen Handelns eingelassen: sei es konstitutiv als zu veränderndes Element, sei es nicht-intendiert als Folge kommunikativen Handelns.

Aus dieser theoretischen Perspektive ergeben sich besondere methodische Postulate für eine Analyse sozialer Ungleichheit. Wenn empirische Sozialforschung mehr als Empörung über soziale Ungleichheit mitteilen will, dann bleibt ihr nur der kalte Blick der strukturalen Analyse – die Suche nach „Klassenstrukturen“<sup>10</sup>. Dieser will methodisch wohl durchdacht sein. Wenn sie nicht an diese Ebene herankommt, dann dürfte sie vermutlich ihren Gegenstand verfehlen, schlimmer, zur kulturellen Verniedlichung sozialer Ungleichheit selber beitragen. Im Folgenden wird dieses Postulat weiter begründet und in einer Kritik der kulturalistischen Wende der Ungleichheitsforschung expliziert.

## 2 Kultur und soziale Ungleichheit – ein problematisches Paar

### 2.1 *Kritik der kulturalistischen Wende der Ungleichheitsforschung*

Die neuere Ungleichheitsforschung hat auf die Erkenntnis der Bedeutung des „Repräsentierten“ in der kulturellen Reproduktion sozialer Ungleichheit mit einer radikalen kulturtheoretischen Wende reagiert.<sup>11</sup> Sie nimmt das Foto und den Film ernst. Dabei geht sie über die in der quantifizierenden Forschung dominierende Idee einer Repräsentation der Welt in den Daten hinaus und zeigt, dass diese Bilder auch eine besondere soziale Funktion haben, dass sie zur Reproduktion der repräsentierten Welt beitragen. Ungleichheit wird also nicht nur in ungleichen Positionen (und damit verbundenen Chancen) repräsentiert, sondern auch noch durch symbolische Formen reproduziert. Wenn

---

<sup>9</sup> Diesen Zusammenhang hat bereits Leach klar gesehen. Siehe Leach (1978).

<sup>10</sup> Dieser Zusammenhang ist nicht an Marx gebunden. Zur weberianischen Variante vgl. etwa explizit Bendix (1974).

<sup>11</sup> Zur kultursoziologischen Wende hat insbesondere Bourdieu (1982) beigetragen. Zur Diskussion dazu vgl. Eder (1989b). Gegen die kulturalistische Auflösung des Klassenbegriffs siehe die Arbeiten von so unterschiedlichen Autoren wie Ritsert (1987, 1988, 1998), Strasser/Dederichs (2000) und Geißler (1996). Letzterer spricht gar von einem Sonderweg der deutschen Sozialstrukturanalyse.

symbolische Formen nicht nur repräsentieren, sondern auch reproduzieren, ist zu erwarten, dass sie soziale Ungleichheit zu verdecken suchen, indem sie diese „legitimieren“. Damit wird die symbolische Dimension sozialer Ungleichheit zu einem weiteren Indikator für soziale Ungleichheit. Kultur wird zu einer zusätzlichen Variable.

Die theoretischen Konsequenzen sind eher ambivalenter Natur. Einerseits kommt es zu einer kultursoziologischen Erweiterung dahingehend, dass die klassischen Variablenbereiche ihrerseits als „variabel“, d.h. als von kulturellen Bewertungsprozessen in der Gesellschaft abhängig gesehen werden. Bildung wird erst dann zu Kapital, wenn ihr in einer Gesellschaft eine Bedeutung zugeschrieben wird, die sie erst kapitalisierungsfähig macht. Von selbst ist Bildung das nicht. Dass Geld kapitalisierbar ist, ist auch nur in der kapitalistischen Gesellschaft „selbstverständlich“. In anderen Gesellschaften ist Geld entweder schmutzig oder heilig, Bedeutungen, die seine Kapitalisierbarkeit beschränken.

Diese kultursoziologische Erweiterung hat neben theoretischen auch zu methodischen Korrekturen geführt, insbesondere zur Legitimierung eher qualitativ orientierter Fallstudien. Diese antworten auf das Problem der Validität der Messinstrumente und den mit ihr verbundenen Messoperationen. Denn die kulturalistische Ungleichheitsforschung hat die methodischen Selbstverständlichkeiten der „kulturfreien“ Ungleichheitsforschung infrage gestellt: Die kulturellen Prämissen, von denen die klassische Ungleichheitsforschung ausgeht, können nicht mehr ohne weiteres unterstellt werden. Der Zusammenhang zwischen Messverfahren und Messgegenstand (Cicourel 1970) hat sich „objektiv“ im Zuge der Durchsetzung einer posttraditionalen (oder individualisierten) Gesellschaft gelockert.

Konfrontiert mit diesem Argument hat die streng erfahrungswissenschaftlich orientierte Forschung sich mit der beschränkten Geltung quantitativer Ergebnisse zu bescheiden gesucht und die Undurchschaubarkeit oder Unübersichtlichkeit der Verhältnisse den hermeneutisch vorgehenden Wissenschaften, insbesondere den Textwissenschaften und der Philosophie, überlassen. Makrostrukturelle Thesen, insbesondere klassenstrukturelle Annahmen, sind dabei beinahe illegitim geworden. In der qualitativ orientierten Sozialforschung hat man demgegenüber auf das Problem der Unübersichtlichkeit mit der Strategie der verstehenden Vereinfachung reagiert. Statt die Welt im Ganzen verstehen zu wollen, versteht man sie an Fällen ihrer Manifestation. Man muss Fälle zum Sprechen bringen, um sie verstehen zu können. „Verstehen“ ist nicht einfach ein philosophisches Überlegen, ein hermeneutisches Selbstgespräch. Verstehen ist hier empirische Methode.

Dieses qualitative Methodenverständnis kann an eine alte interpretative Tradition empirischer Sozialforschung in Europa anknüpfen. Diese

Forschungstradition reicht von der Universitätsstatistik des 18. Jahrhunderts, die gegen die „Tabellenknechte“ wettete, über die historisch-qualitativen Ansätze etwa des Vereins für Sozialpolitik (also am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts) bis zur jüngsten Renaissance qualitativer Methoden (Feagin et al. 1991; Ragin/Becker 1992). Dass diese Methodologie auch ein historisches Bewusstsein ihrer selbst entwickelt, zeigen Versuche, die Geschichte der „verstehenden“ empirischen Sozialforschung als eine verdrängte Geschichte der europäischen Sozialforschung zu rekonstruieren (Bonß 1982; Kern 1982; Platt 1992a, 1992b).

Die kultursoziologische Erweiterung der Ungleichheitsforschung hat – so lässt sich resümieren – auf methodische Probleme reagiert und zu methodischen Innovationen angeregt. Das Ergebnis ist allerdings theoretisch ambivalent. Denn sie hat auch zur qualitativen Aufweichung des Strukturbegriffs wie zur theoretischen Verabschiedung einer Strukturanalyse sozialer Ungleichheit beigetragen. Der kultursoziologischen Besonderung steht eine kultursoziologische Generalisierung gegenüber, durch die das „zu wenig“ an Kultur zu einem „zu viel“ an Kultur wird.<sup>12</sup> Der Ungleichheitsforschung droht in ihrer kulturtheoretischen Euphorie zunehmend der Strukturbegriff zu entgleiten, der doch Voraussetzung einer gehaltvollen Theorie und Empirie sozialer Ungleichheit ist. Die theoretische Wiederbelebung der Ungleichheitsforschung hängt am Strukturbegriff.

## 2.2 *Zur theoretischen Wiederbelebung der Ungleichheitsforschung*

Erwin Scheuch, der wohl profilierteste Vertreter der klassischen quantitativen Sozialforschung in der BRD, hat einmal darauf hingewiesen, dass das, womit politisches Verhalten (gemessen als Wahlverhalten) am engsten korreliert, weniger die Klassenlage als der kulturelle Lebensstil sei. Er verwies dabei auf den statistisch signifikanten Zusammenhang, dass Frauen mit roten Haaren vorwiegend FDP wählen. Scheuch zieht daraus den Schluss, dass Klassenlage kein geeigneter Indikator mehr sei, um kulturelle Praktiken zu erklären. Diesem Erklärungsdefizit sucht er – und dies gibt die Richtung der weiteren Entwicklung der Ungleichheitsforschung vor – durch die Erweiterung des Indikatorenbündels „Klassenlage“ in Richtung „Lebenslage“ Rechnung zu tragen.

Die Idee, rote Haarfarbe zu erheben (zunächst wohl eher ein Nebeneinfall eines Sozialforschers) verweist auf das generelle Problem: Was begründet die Vermutung, dass Fragen zu objektiven wie subjektiven Merkmalen das

---

<sup>12</sup> Das ist bereits angelegt in Müller (1992). Berger (1996) geht noch weiter mit der Annahme, dass die Durchsetzung posttraditionaler Gesellschaften mit einer zunehmenden Bedeutung „kultureller“ Merkmale verbunden ist.

erfassen, was sie erfassen sollen, nämlich eine Klassenlage? Am Beispiel der roten Haare lässt sich dieses Problem gut erläutern.

Eine erste Erklärung wäre, dass Frauen mit roten Haaren gerade wegen dieser „Abweichung“ dazu tendieren, überhaupt eine Meinung zu haben, und – insoweit sie eine Meinung haben – diese strukturell dem minoritären Status entspricht, es also eine Homologie zwischen beiden Aspekten gibt. Man kann sich aber auch vorstellen, dass das Merkmal „rote Haare“ u.U. mit Henna gefärbte Haare meint, was auf ein spezifisches subkulturelles Milieu verweist; nur eine bestimmte Klasse von Frauen färbt sich rote Haare. Daran lassen sich kontextspezifische Erfahrungen anschließen, die die Vermutung begründen, dass dieses Milieu von Frauen sich als liberal versteht, dass es eher emanzipatorischen Vorstellungen hinsichtlich der Stellung der Frau anhängt, und dass dieses sich in der FDP (bzw. in ihrem ehemals linken Frauenflügel) am ehesten vertreten sieht. Beides, die FDP-Neigung und die roten Haare, sind Ausdrucksformen eines spezifischen Lebensstils. Es handelt sich nicht um eine unabhängige Variable, die eine abhängige erklären könnte. Es handelt sich um Interdependenzen und strukturelle Korrespondenzen zwischen kulturellen Praktiken.

Damit ist ein erster Indikator für eine objektive Klassifizierung gegeben: Lebensstile sind Teil einer ihren Dimensionen gleichermaßen zugrunde liegenden Struktur. Gegen diese Hypothese spricht aber eine klassische und tief sitzende Unterscheidung: die Unterscheidung von Arbeit und Konsum, von Arbeitszeit und Freizeit. Klassenlage hat – in der Logik dieser Unterscheidung – mit Arbeit und nicht mit Konsum zu tun.

Wenn man nun nach der arbeitsspezifischen Erklärungsvariable im Zusammenhang von Rothaarigkeit und FDP-Neigung fragt, dann fragt man nach dem Beruf, den Frauen mit roten Haaren und FDP-Neigung haben. Es handelt sich um Berufe, die zum Meinung-Haben tendieren, und d.h. vermutlich um Berufe mit höherem Qualifikationsniveau (das behauptet zumindest die Wahlforschung). Diese Variable hat nun aber in keiner Hinsicht einen gegenüber den anderen Variablen ausgezeichneten Stellenwert. Denn auch der Beruf signalisiert eine „Kultur“, die Zugehörigkeit zu einer Berufskultur mit ihren Qualifikationsanforderungen, Einkommenserwartungen, Berufsethiken usw. Die objektive Klassenposition wird also auch durch den Beruf nicht in privilegierter Weise erkennbar gemacht. Auch diese Variable trägt zu nicht mehr und nicht weniger als zur Repräsentation einer Klasse bei. Sie lässt aber keinen Schluss auf das Repräsentierte zu.

Klassenposition und Lebensstil sind also nicht zwei Aspekte von sozialer Realität, sondern unterschiedliche Niveaus der Beschreibung der sozialen

Realität.<sup>13</sup> Diese Unterscheidung hat Auswirkungen auf die Bedeutung des durch Umfragen Erfragten. Solche Daten berichten über Lebensstile, ob man nun Beruf, Einkommen, Haarfarbe oder sonst etwas erhebt. Sie sind allesamt kulturelle Merkmale, die eine subjektive Klassenlage beschreibbar machen, sei es als elende, sei es als luxuriöse, sei es als eine Variante zwischen diesen beiden Extremen. Ihre objektive Klassifiziertheit, ihr Klassencharakter steckt nicht in den Merkmalen, sondern in der Struktur der Verteilung dieser Merkmale.

Den beiden Niveaus der Beschreibung der Realität entsprechen unterschiedliche empirische Zugangsweisen. Die Analyse von Lebensstilen ist Gegenstand der Beobachtung und der Befragung. Dieses Geschäft des Beobachtens ist nichts anderes, als Ethnologen schon immer gemacht haben, wenn sie eine andere Kultur zu erforschen versuchen: Sie machen eine ethnographische Beschreibung eines kulturellen Milieus. Sie beobachten Rituale, Alltagshandeln, ökonomische Aktivitäten, Sozialisationsstile. Sie analysieren Familien und Arbeitsplätze. Empirische Ungleichheitsforschung ist zunächst einmal - bevor man Einzelne befragt - ethnographische Beschreibung von Lebensstilen. Das theoretische Problem besteht darin, solche Einzelbeobachtungen zu Klassen von Differenzen zu verdichten.<sup>14</sup>

Ein erster Schritt dazu ist die statistische Analyse. Sie zeigt „objektive“ Differenzen zwischen Klassen von Eigenschaften. Die Merkmalsverteilungen, die sich in der statistischen Analyse zeigen, verraten aber noch nicht aus sich heraus das diesen Merkmalsklassen zugrunde liegende strukturierende Prinzip. Statistische Analyse reicht also nicht aus. Einen Schritt weiter geht das, was man strukturelle Analyse nennen könnte.

Eine Analogie aus der Sprachforschung kann dies klar machen. Man kann die sprachlichen Produkte von Menschen verteilungstheoretisch analysieren und feststellen, welche Gruppen von Menschen welchen Typus von sprachlichen Äußerungen bevorzugen. Daraus kann man auf kognitive oder sonstige Vor- bzw. Nachteile schließen und daraus auf Milieus (nach Bernstein (1978) etwa

---

<sup>13</sup> Hier kommt ein begriffliches Problem ins Spiel. Denn häufig wird der Begriff der Klassenlage gebraucht, der im Hinblick auf die hier vorgeschlagene analytische Unterscheidung Verwirrung stiftet. Mit Klassenlage kann man eine objektive Klassenposition meinen oder eine konkrete Lebensweise bezeichnen. Damit verschwimmt die analytische Unterscheidung. Deshalb wird im Folgenden der Begriff der objektiven Klassenposition benutzt, die in Klassenstrukturen begründet ist. Sie wird vom Begriff des Lebensstils (auch der Lebenslage) unterschieden, der an den beobachtbaren Zeichen einer sozialen Lage, am „Repräsentierten“, abgelesen wird.

<sup>14</sup> Die praktische methodische Implikation wurde oben bereits angedeutet: Die auf Befragungen aufbauende Ungleichheitsforschung kann vom Befragten nur kulturelle Praktiken erfragen, aber nicht seine Klassenzugehörigkeit. Die klassenmäßige Zuordnung von den Befragten zu verlangen, bedeutet nichts anderes, als den Befragten zuzumuten, eine theoretisch objektivierende Einstellung einzunehmen, wie sie der Auftraggeber der Befragter für sich in Anspruch nimmt - also die theoretische Arbeit den Befragten zuzuschieben.

solchen mit „restringierten Codes“ oder „elaborierten Codes“). Man kann aber auch die mit Hilfe von Sprache erzeugten Sätze auf einige grundlegende Erzeugungsregeln zurückführen, auf grundlegende Strukturen einer Sprachgemeinschaft. Die Sprachforschung endet hier in der Regel in der Strukturhypothese einer universalen Sprachgemeinschaft. Die Ungleichheitsforschung könnte mit derselben Theoriestrategie dagegen in der Entdeckung strukturell angelegter Differenzen enden, in der Analyse von Klassenstrukturen. Diese *strukturelle Ungleichheitsforschung* wäre der Weg, die diversen Regeln und Gebräuche, die ein subkulturelles Milieu kennzeichnen, auf Strukturen eines Klassen konstituierenden Kommunikationszusammenhangs zurückzuführen. Strukturen sind Beziehungen zwischen Merkmalen, die im Gegensatz zu den Merkmalen selbst nicht direkt beobachtbar sind. Strukturen sind deshalb – das ist der interessante Vorschlag von Claude Lévi-Strauss – als „Modelle“ zu betrachten. Eine von Leach (1978) vorgeschlagene Analogie hilft diesen Gedanken leichter verstehen: Um das Zusammenhandeln, das koordinierte Handeln von Orchestermusikern bei der Aufführung einer Symphonie zu verstehen und zu erklären, muss man die Partitur kennen. Damit man aber die Partitur verstehen kann, muss man über die Regeln der musikalischen Sprache Bescheid wissen. Die Beobachtung, dass die einen schnell, die anderen langsam spielen, sagt nichts über die Logik des Zusammenspielens der Orchestermusiker. Die Partitur ist selbst ein Text, der nach den Regeln der musikalischen Sprache erzeugt worden ist und nur mit Hilfe dieser Regeln verstanden werden kann. Das forschungsstrategische Ziel einer strukturalen Ungleichheitsforschung ist also, die Partitur beobachteter Praktiken zu verstehen. Wer dann die Partitur lesen können und erklären will, wie es zu der in der Partitur vorgeschriebenen Handlungspraxis kommt, der muss das Notensystem verstehen, in dem die einzelnen Partituren geschrieben sind. Er muss also die Regeln der Produktion von Partituren beherrschen.

Die Partitur der modernen Gesellschaft bestünde – um diese Analogie weiterzutreiben – aus Texten, die gesellschaftliche Praktiken vorschreiben. Die Moderne hat eine Reihe berühmter „Partituren“ hervorgebracht: liberale, neo-liberale, sozialistische, konservative usw., die festlegen, welche Handlungspraxis die angemessene ist. Die Aufführung dieser Partituren im Alltag erzeugt viel Dissonanz: die faschistische Rechte gegen liberale Bürger, sozialistische Arbeiter gegen Angestellte. Die moderne Gesellschaft kennt viele solche handlungsanleitenden Texte. Der berühmteste und einfachste waren die Marx'sche: die sozialistische Partitur, die der kapitalistischen Partitur gesellschaftlicher Praxis entgegengesetzt wurde.

Diese Partituren gesellschaftlicher Praxis setzen das Verständnis des Notensystems voraus, mit dem sie erzeugt werden. Die moderne politische Theorie hat dies in reflexiver Abstraktion versucht. So hat das 17. und 18. Jahrhundert

dieses „Notensystem“ als ein System vertraglicher Regeln gedeutet, die – so Hobbes und andere – den Übergang vom Naturzustand in den Gesellschaftszustand ermöglicht haben. Das 19. Jahrhundert hat dieses „Notensystem“ als apriorische Bestimmungen praktischer Vernunft gedeutet, die heute als diskursethische Bestimmungen wiederbelebt werden. Die diesen Partituren zugrunde liegende „Sprache“ wird auf Regeln der konstitutiven Voraussetzungen für soziale Ordnungen, auf regulative Ideen zurückgeführt.

Diese Form des Verstehens von Notensystemen haben Marx und die empirische Sozialwissenschaft nach ihm als unzureichend, als eine Illusionen über die soziale Realität befördernde Strategie bezeichnet. Damit aber haben sich Marx ebenso wie die Schichtungstheoretiker die Möglichkeit genommen, die kulturelle Ausdrucksform zu objektivieren, in der sich Klassenstrukturen manifestieren. Sie reifizieren so die kulturelle Form von Klassenstrukturen, die sie ihrer doch besonderen historischen Gesellschaft entnehmen. Erst das Verstehen des Notensystems gewährt Einsicht in den besonderen Mechanismus, der die kulturelle Manifestation sozialer Ungleichheit reguliert und ihre Legitimation bestimmt.<sup>15</sup>

Wenn wir aber diese strukturelle Abstraktion durchführen, wird der Rückweg vom Notensystem zur sozialen Praxis zu einem neuen Folgeproblem. Hat man einmal Strukturhypothesen entwickelt, so geht es um deren Anbindung an beobachtbare Merkmale wie Einstellungen und Handlungen, an „Fotos und Filme“. Diese Ebene der „Performanz“ des Sozialen ist an Strukturvoraussetzungen ebenso gebunden wie sprachliche Äußerungen an sprachliche Regeln geknüpft sind. Dieser Zusammenhang gilt für jede Form kultureller Äußerungen. Wenn es aber einen solchen Zusammenhang gibt, dann erweisen sich „kulturelle Formen“ als Ausdruck oder Manifestation struktureller Differenzen und damit als ein besonders geeigneter Einstieg in die Analyse sozialer Ungleichheit. Von diesen kulturellen Formen kann auf das Repräsentierte geschlossen und vom Repräsentierten schließlich auf die Regeln der Repräsentation abstrahiert werden.

Diese zunehmende Abstraktion ist der Schlüssel zu einer Klassenanalyse sozialer Ungleichheit. Soziale Klassen sind als kulturelle Repräsentationen zu beobachten. Dann sehen wir proletarische Wohnzimmereinrichtungen oder die Accessoires der besseren Leute. Diese Repräsentationen werden zu einem kohärenten Bild zusammengestellt, zu einer „Milieubeschreibung“. Ungleichheit

---

<sup>15</sup> So funktioniert diese Legitimation in der bürgerlichen Gesellschaft gerade deshalb, weil sie als Ergebnis des Handelns von freien und gleichen Menschen gedacht wird. Zu dieser besonderen Sprache der bürgerlichen Gesellschaft, in der die kulturellen Ausdrucksformen von Klassenstrukturen repräsentiert und kommuniziert werden, siehe Eder (1985), zu den Implikationen dieser strukturalen Perspektive für eine soziologische Analyse sozialer Ungleichheit Eder (1990, 1993).

bleibt hier als analytische Dimension irrelevant. Die bloße kulturelle Differenz von Lebenswelten enthält in sich kein Ungleichheit generierendes Prinzip. Es bliebe diesem Zugriff notwendig äußerlich. Um an kulturellen Differenzen soziale Ungleichheit ablesen zu können, brauchen wir eine Sprache, also eine Strukturtheorie, und Leseanweisungen, also Strukturhypothesen über soziale Ungleichheit.

Das Postulat einer strukturalen Ungleichheitsforschung ist damit ein Versuch, dem bunten Bild einer sich kulturell diversifizierenden Welt – das ja empirisch eindrucksvoll eingeholt worden ist<sup>16</sup> – die theoretische Annahme einer strukturierten Welt zu unterlegen. Die Buntheit der soziologischen Beschreibung wird in die kalte Schönheit einer strukturierten Ordnung und ihrer Rekonstruktion transformiert.

Im Folgenden wird zunächst dieses bunte Bild der Generierung kultureller Differenzen nachgezeichnet und die Frage nach der Sprache gestellt, in der wir diese kulturell bunte Welt zu beschreiben suchen. In einem weiteren Schritt wird dann versucht, die Erzeugungsregeln dieses bunten Bildes kultureller Differenzen mit Hilfe einer Sprache zu bestimmen, die das Trennende in diesen Bildern zu fassen vermag: die Inklusion in Klassen von Akteuren, die arm oder reich, faul oder fleißig, weiblich oder männlich, jung oder alt usw. sind. Diese implizite Klassenbildung zu explizieren ist das, was am Ende als Klassenanalyse stattfindet, deren methodische und theoretische Implikationen schließlich noch einmal diskutiert werden.

### 3 Die Generierung kultureller Differenzen

#### 3.1 Marktforschung, Milieus und das Interesse an kultureller Differenz

Die theoretischen Kosten der kulturalistischen Ungleichheitsforschung, so die bisherige Beobachtung, sind hoch gewesen. Die Abkehr von Strukturanalysen machte die repräsentierenden symbolischen Formen zum Schlüssel für Ungleichheit. Von Meinungen bis zu exotischen Accessoires reichte das Panoptikum kultureller Formen, die als Repräsentationen sozialer Differenzen bestimmt wurden. Der Strukturbegriff wurde zunehmend auf das Repräsentierte reduziert.<sup>17</sup> An die Stelle des Klassenbegriffs rückte der Milieubegriff, der eine Konkretheit abgrenzbarer sozialer Lebenslagen suggerierte.<sup>18</sup> Allerdings

---

<sup>16</sup> Die Individualisierungsdebatte hat dazu ebenso beigetragen wie die postmoderne soziologische Ethnographie in der eigenen Gesellschaft. Siehe dazu den folgenden Abschnitt.

<sup>17</sup> Dies gilt natürlich nur *cum grano salis*. Vgl. etwa Berger/Vester (1997). Geißler (1996) hat dieses Problem ebenfalls gesehen und benannt.

<sup>18</sup> Dieser Wandel zur Milieusozio­logie hat in den 80er Jahren einen besonderen Schub durch die SINUS-Marktforschung zu Lebensstilen erhalten. Diese Lebensstilforschung ist inzwischen gut etabliert, wenn auch ihr theoretischer Status immer noch unklar ist. Zur Umstellung auf den Milieubegriff siehe Hradil (1987, 1997). Zur weiteren Forschung siehe Werner (1998), Hartmann (1999), Konietzka (1995) und Schwenk (1996).

erlaubt die Ersetzung des Klassenbegriffs durch den Milieubegriff die Illusion zu bewahren, dass Milieus in irgendeinem Sinne Ungleichheiten beinhalten. Der Begriff des Milieus verweist auf Unterschiede, die sich nicht notwendig ausschließen, während der Begriff der Klasse auf Unterschiede verweist, die sich ausschließen. Milieus sind nur unterschiedlich, aber nicht per se ungleich. Klassen sind nur im Idealfall (Gleichverteilung von Ressourcen zwischen Klassen) gleich, im Realfall ungleich. Dennoch ist die Analyse kultureller Differenzen ein notwendiger erster Schritt einer Analyse von ungleichen Beziehungen zwischen sozialen Gruppen. Denn erst kulturell definierte Unterschiede machen soziale Gruppen sichtbar und damit unterscheidbar, eine logische Voraussetzung für ihr „Verhältnis“ zueinander.<sup>19</sup>

Der Milieubegriff lässt sich in die traditionelle Unterscheidung von Klassenbewusstsein, Klassenlage und Klassenstruktur gut einordnen. In einer strukturtheoretischen Perspektive meint er die Praktiken der Einübung von Zugehörigkeit zu Klassenpositionen. Milieus sind Sozialisationsagenturen, die sich in milieuspezifischen Regeln der Kindererziehung, der schulischen Sozialisation, der beruflichen und der politischen Sozialisation manifestieren. Zwar ist den Annahmen einer kulturelle Unterschiede erzeugenden Milieukultur mit Hinweis auf die egalisierenden Effekte von Massenerziehung und Massenkultur widersprochen worden. Man hat darauf hingewiesen, dass etwa Regeln der Kindererziehung heute weitgehend universell verbreitet seien, und dass Massenmedien dazu beitragen, ein solches allgemeines Erziehungsethos in der Gesellschaft durchzusetzen. Dieses Argument übersieht, dass das Bekenntnis zu modernen oder neueren Regeln der Kindererziehung keineswegs bedeutet, dass sich die Kindererziehung in einheitlicher Form geändert hätte. Was die empirische Forschung vielmehr zeigen kann, ist die Variationsbreite von „moderner“ Erziehung: Ein „liberaler Erziehungsstil“ bedeutet im alten Mittelstand etwas anderes als im neuen Mittelstand, geschweige denn in den unteren Schichten.

Für die Massenmedien gilt, was die Werbepsychologen längst erkannt haben: dass die Medienkonsumenten selektiv das eigene Milieu bestätigende Wahrnehmungsweisen an den Tag legen. Die Marktforschung (die sich nicht für Ungleichheit, sondern für Warenabsatz interessiert) hat für diese kulturellen Differenzen sensibilisiert. Es zählt nicht das Bekenntnis zu Regeln und Normen, die legitime Anerkennung erheischen; es zählt nicht der Beweis, dass man um die richtige Erziehung Bescheid weiß (die von Eheberatern, Fernsehdiskussionen als die legitime eingetrichtert wird). Es geht um die unterschied-

---

<sup>19</sup> Damit werden soziale Lagen identifiziert, die erwarten lassen, dass kulturelle Praktiken mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit bzw. Regelmäßigkeit stattzufinden pflegen. Diese Bestimmung kommt dem Weber'schen Klassenbegriff sehr nahe, der ja selber zum Ausgangspunkt für den Schichtbegriff wurde, welcher den Marx'schen Klassenbegriff zu beerben suchte. In solchen Lagen finden wir objektivierte und sedimentierte kulturelle Praktiken: Normen und Werte, die das Handeln weitgehend festlegen. Hinter dem, was Akteure tun, finden wir also Regelmäßigkeiten, erwartbares Handeln, das durch kollektiv geteilte Werte stabilisiert wird. Milieus sind sedimentierte Praktiken.

lichen Gebrauchsweisen von Kultur, die ihrerseits Anknüpfungspunkt für verstärkende Kommunikation sind. Der Markt der kulturellen Güter setzt auf Differenzierung, um die Nachfrage zu steigern.

Die Annahme einer kulturellen Einheitskultur lässt sich allerdings weder in modernen noch in vormodernen Gesellschaften durchhalten. Wenn man im Mittelalter Bauern und Adelige nach Bekenntnis, Kirchenganghäufigkeit u.Ä. gefragt hätte, dann hätten die Antworten die Hypothese eines einheitlichen religiösen Bewusstseins bestätigt. Dennoch weiß man, dass es (mindestens) zwei religiöse Kulturen gab: die religiöse Volkskultur der Bauern und die religiöse Hochkultur der herrschenden Gruppen. Die religiöse Volkskultur teilte zwar mit der religiösen Hochkultur die offiziellen Praktiken und Einstellungen. Sie lebte diese offiziellen Praktiken und Einstellungen jedoch in einer verschiedenen Weise; sie machte einen besonderen Gebrauch von dieser Kultur. Diese Differenz wurde kirchlich und politisch auch (aus gut verstandenem Herrschaftsinteresse) gepflegt.

Wenn man heute eine Bevölkerungsumfrage starten würde, die nach der Lesehäufigkeit von Zeitschriften oder Büchern fragt, dann könnte man eine generalisierte Lesekultur vermuten. Alle lesen eine Zeitung oder ein Buch im Jahr (man kauft sich zumindest ein paar Bücher). Doch ein Blick in einen Zeitungskiosk oder in eine Buchhandlung würde genügen, um zu sehen, dass die Zeitungs- und Buchkultur ein Sammelbegriff für sehr unterschiedliche Kulturen ist: geteilt zwischen der Fußballzeitschrift „Kicker“ und den populärwissenschaftlichen Bildern aus der Wissenschaft, zwischen „Quick“ und „Freibeuter“, zwischen „Bildzeitung“ und „Süddeutscher Zeitung“. In der Buchhandlung tut sich Ähnliches: der Griff nach dem neuesten Kosalik und der Griff nach Marcel Proust signalisieren Abgründe zwischen kulturellen Welten. Was zählt, ist nicht nur, dass man liest, sondern vor allem, was man liest. Das interessiert vor allem die Marktforschung. Sie folgt den Regungen kulturellen Geschmacks, den flüchtigen Präferenzschwankungen, die ihr Absatzchancen versprechen, wenn sie sie nur früh genug kennt. Das führt sie sogar zur Suche nach den Elementen, die im Prozess des Repräsentierens stabil bleiben – die Suche nach dem Repräsentierten. Das wird dann Milieu genannt.

### 3.2 *Das Repräsentierende: Effekte milieuspezifischer Praktiken*

Milieus achten oder verachten sich gegenseitig. Sie schließen sich ab und andere aus. Kulturelle Differenz ist also auch mit Inklusion und Exklusion verbunden. Milieus grenzen aus und ein, indem sie symbolische Grenzen ziehen. Sie sind deshalb ein wichtiger Indikator für ihnen zugrunde liegende kollektive Identitäten. Die Identifikation mit bestimmten Symbolen ermöglicht die symbolische Abgrenzung von Milieus. Kollektive Identitäten sind Texte, die wie Partituren die Praxis der Akteure bestimmen. Sie sind in sich strukturiert und stellen Relationen der Harmonie oder Disharmonie her, diese aber immer als Teile einer durch die Partitur als zusammengehörig definierten Einheit.

Kollektive Identitäten sind also Texte, die wir lesen können so wie wir Partituren lesen können. Sie werden nicht durch direkte Beobachtung erfasst; sie erfordern vielmehr rekonstruktivistische Verfahren,<sup>20</sup> mit denen die Wahrnehmungsschemata und Beurteilungsschemata herausdestilliert und zu einem Text gemacht werden, der für subkulturelle Milieus typisch ist. Diese Texte „be“schreiben und „vor“schreiben gemeinsame Lebensformen, die sie reflektieren und von anderen abgrenzen und die sie evtl. auch zu begründen suchen.<sup>21</sup>

Die moderne industrielle Gesellschaft kennt gleichermaßen alte wie auch neue Formen von Milieus: alte, insoweit Milieus durch moderne gesellschaftliche Entwicklungen nicht dezimiert worden sind, und neue, die durch die Entwicklung zur Dienstleistungsgesellschaft entstanden sind. Zu diesen neuen sozialen Milieus gehören die neuen technokratischen Eliten und das neue Kleinbürgertum, das sich in den Büros und in den Dienstleistungsberufen wiederfindet, sowie die Milieus schlecht bezahlter und prekärer Dienstleistungsjobs. Dieses neue Kleinbürgertum insbesondere entwickelt eine Milieukultur, von der wir selektive Kenntnis besitzen.<sup>22</sup> Wir können den Text dieser Milieus problemlos lesen.

Die Überlagerung einer industriellen und einer postindustriellen Gesellschaft erzeugt wiederum Differenzierungen von Milieus, die neue Klassifizierungen zur Folge haben. Man kann für diese Entwicklung gut die Bourdieuschen Skizzen der sich verändernden Klassenstruktur des modernen Frankreich (Bourdieu 1982) heranziehen. Das aristokratische Ethos der Großbourgeoisie und des traditionellen Adels wird von einer Elite leitender Angestellter und Geschäftsmanager übernommen und kontrastiert mit dem Ethos der intellektuellen, wohl etablierten Schichten (der Hochschullehrer, der Kritiker usw.). Das protestantische Ethos des alten Kleinbürgertums kontrastiert mit dem narzisstischen Ethos des neuen Kleinbürgertums, das auf Selbsterfüllung, Selbstverwirklichung gegründet wird. In der Arbeiterschaft hält sich (zumin-

---

<sup>20</sup> Ein Beispiel für eine solche rekonstruktivistische Forschungsstrategie wäre die von Matthes praktizierte Religionsforschung, in der selbst erzählte Lebensgeschichten den Text bilden, an dem der Sozialforscher sich der spezifischen Regelstruktur vergewissern will, die dem manifesten, religiösen, politischen und sozialen Verhalten und Meinen sozialer Akteure zugrunde liegt (Matthes 1985, 1992).

<sup>21</sup> Ein solcher Versuch ist, etwa anhand von politischen Texten, Statuten politischer Vereine und Ähnlichem, eine für die bürgerliche Klasse im 19. Jahrhundert konstitutive kulturelle Logik zu identifizieren, die diese Klasse von der alten aristokratischen Schicht unterscheidet und vom sich proletarisierenden Kleinbürgertum abgrenzt (Eder 1985). Die Logik der alten aristokratischen Kultur und die Logik der neuen aufsteigenden bürgerlichen Kultur dürften ihre Mensch gewordene Verkörperung im Gegensatzpaar von Voltaire, dem aristokratischen Bürger, der sich dem Adel nahe fühlt, und Rousseau, dem radikalisierten Kleinbürger, gefunden haben.

<sup>22</sup> Versuche der Bestimmung dieser neuen Milieus kommen aus unterschiedlichsten Theorie-traditionen. Hier begegnen sich auch problemlos quantitative und qualitative Forschungsansätze, utilitaristische und kommunitaristische Theorien. Dazu auch Eder (1989a).

dest in relevanten Teilen) das alte hedonistische Ethos (exemplifiziert an der charakteristischen Verhaltensweise das Geld auszugeben, sobald man es in der Tasche hat) nur mehr gebrochen. Die Verbürgerlichung der Arbeiterschichten ersetzt dieses hedonistische Ethos durch ein neues privatistisches Konsumethos, welches das bürgerliche Ethos – nur etwas billiger – nachahmt (dieser Gegensatz lässt sich etwa am teuren Baumwollhemd aus der Boutique und am billigen Dralohemd aus dem Kaufhaus exemplifizieren).

Die Welt der Milieus ist also hochgradig differenziert und enthält feinste Klassifikationen, die sich in stetem Umbau auf Grund der Dynamik der modernen Gesellschaft befinden. Man achtet und verachtet sich gegenseitig, oder man bleibt indifferent. Man glaubt gar, man entkäme dank individueller Besonderheit dieser Klassifikation durch die anderen. Und doch bleibt unklar, wie denn die in diesen Abgrenzungsprozessen entstehende soziale Ungleichheit genau bestimmt werden kann. Die Verfügung über Geld, also Einkommen? Die Verfügung über Titel, also Bildung? Die Verfügung über gute Freunde, also Netzwerke?

Bourdieu hat auch darauf nur die Antwort des mehr oder weniger Habens vorgeschlagen. Diese Antwort reicht nicht aus. Denn das mehr oder weniger Haben ist selbst schon Teil einer Sprache, die methodisch ausgewiesen werden muss und sich nicht quasi-natürlich versteht.

### 3.3 *Das Notensystem*

Welche Sprache spricht diese Klassifikationspraxis? Welches ist die Grammatik (oder das Notensystem, um in unserer musikalischen Analogie zu bleiben), die diesen Auseinandersetzungen eine besondere soziale Form gibt? Ob es mehr als eine grammatische Struktur gibt, ist strittig. Diesem Problem begegnen wir auch auf der Ebene der Analyse von Klassenstrukturen. Es gibt unterschiedliche strukturelle Formen, etwa Strukturen der Ausbeutung, Herrschaftsstrukturen oder Strukturen der Exklusion. Diese Strukturen sind wie verschiedene Sprachen, die etwas gemeinsam haben. Was aber ist ihr Gemeinsames?

Einen Hinweis gibt die musikalische Analogie, mit der die interaktive Praxis sozialer Akteure beschrieben wurde, die Partitur zu bestimmen, die Zusammenhandeln regelt. Es gibt viele Partituren, die bestimmte Notensysteme voraussetzen, um erzeugt werden zu können. Ohne Notensysteme keine Partituren. Was ist nun das Gemeinsame dieser verschiedenen Notensysteme, etwa indianischer und europäischer Musik, Wiener Klassik und klassischer japanischer Musik? Man kann, um Notensysteme zu verstehen, Übersetzungsregeln aufzustellen. Diese Übersetzungsregeln unterstellen ein Gemeinsames, das systematisch variiert wird. Tonschritte, Tonverknüpfungen usw. folgen Regeln, welche die Strukturierung von Notensystemen ermöglichen.

Wenn wir diese Analogie auf soziale Strukturen übertragen, sehen wir zunächst unterschiedliche Notensysteme im Sinne von konkurrierenden Hypothesen: Klassenstrukturen werden aus Formen ökonomischer Ausbeutung, aus Formen politischer Abhängigkeit oder aus Formen kultureller Nichtanerken-

nung abgeleitet. Die Folgen sind unterschiedlich: Ausbeutung, Unterdrückung oder Exklusion. Klassentheorie heißt dann, die Grammatik von Ausbeutung, Herrschaft und Exklusion zu entziffern. Dies widerspricht dem eingeschränkten Anspruch einiger Klassentheoretiker bzw. ihrer Kritiker, die Klassenanalyse auf die Rekonstruktion ungleichheitsgenerierender ökonomischer Strukturen reduzieren. Der Begriff der Klasse impliziert das, wie Bourdieu bereits argumentiert hat, allerdings nicht. Klasse heißt nichts anderes, als eine spezifische ungleichheitsgenerierende Differenz zu behaupten. Dass diese Differenz mit Ausbeutung zusammenfällt, ist eine historische Besonderung dieses Generierungsmechanismus. Dass diese Besonderung die Moderne bestimmt, war der Irrtum von Marx. Das stellt jedoch nicht die theoretische Idee in Frage: nach den historischen Besonderungen von ungleichheitsgenerierenden Strukturen zu suchen.

Die Debatte um Milieudifferenzierung hat diese Frage vorangebracht. Denn sie verweist auf ungleichheitsgenerierende Strukturen, die im Ausbeutungsverhältnis nicht mehr aufgehen. Welches die Strukturen sind, die in (nicht: „hinter“) den beobachtbaren Formen der Beziehungen zwischen Milieus wirksam werden und Ungleichheitsrelationen erzeugen, wird in zwei Schritten erläutert: zunächst in einer Analyse der „Logik“ und dann in einer Analyse der „Dynamik“ von Milieubeziehungen. Diese Analyse liefert schließlich einen Schlüssel zum Verständnis der Evolution des Strukturierungsmechanismus sozialer Ungleichheit.

## **4 Die Generierung sozialer Ungleichheit**

### *4.1 Zur Logik von Milieubeziehungen*

Milieus beziehen sich auf andere Milieus in Form von Anerkennung bzw. Nichtanerkennung. Milieus können sich gegenseitig achten oder verachten, sie können einander zu etwas zwingen oder sich zwingen lassen, oder sie können gar keine Beziehung miteinander haben. Solche „Milieuverhältnisse“ lassen aber keinen Schluss auf Ungleichheit zu. Sie sind Repräsentierendes, das zunächst keinen Schluss auf das Repräsentierte erlaubt. Milieus sind nicht per se in ungleicher Weise aufeinander bezogen. Sie werden erst unter zu klärenden strukturellen Bedingungen zu ungleichen Klassenlagen; sie sind es nicht notwendigerweise. Ob sie „Ausdruck“ von Klassenverhältnissen oder einer bestimmten Struktur sozialer Ungleichheit in einer Gesellschaft sind, bleibt den theoretischen Vorlieben des Beobachters überlassen.

Wie lässt sich nun die Frage beantworten, ob den Milieus eine Klassenstruktur „zugrunde liegt“? Die im 19. Jahrhundert formulierte Antwort unterstellt eine bestimmte Form der ungleichen Beziehung zwischen Milieus, eine besondere Form der Strukturierung ihres Verhältnisses. Marx hat dafür die klassische Bestimmung geliefert: ein Klassenverhältnis ist bestimmt als ausbeuten oder ausgebeutet werden. Die Strukturhypothese, die für das Besondere von

Klassenverhältnissen im 19. Jahrhundert vorgeschlagen worden ist, geht von Marx' These von modernen Ausbeutungsverhältnissen aus.<sup>23</sup> An dieser Strukturhypothese lässt sich die historische Spezifität wie die methodische Originalität strukturaler Analyse erläutern.

Die Beobachtung von Ausbeutung hat nichts mit Intentionen der Beteiligten zu tun, sondern ist eine relationale Beobachtung. Sie misst die Relation nicht in den Begriffen der Kultur, die in dieser Beziehung gilt. Sie misst sie vielmehr an einem „objektiven“ Maßstab: dass der eine mehr als der andere in dieser Beziehung hat. Diese Differenz mag sogar als gerecht empfunden werden; sie kann für die Beteiligten gar nicht anders vorstellbar sein; sie kann auch durch Umverteilung und Aneignung verändert werden (etwa dann, wenn die Bauern sich das Jagdrecht von den Herren holen oder sich die Proletarier die Datscha aneignen, die vorher die Reichen hatten). Dies ist eine historisch besondere Form der Strukturierung eines Klassenverhältnisses. Es lassen sich andere Logiken der Klassenstrukturierung denken. Nicht alle Klassenverhältnisse beruhen auf Ausbeutung. Sie können auch auf politischer Macht oder auf symbolischer Gewalt (Verachtung) beruhen. Klassenstrukturierung kann also historisch besondere Klassenverhältnisse erzeugen: Ausbeutungsverhältnisse (also ökonomische Klassenstrukturen), Unterdrückungsverhältnisse (also politische Klassenstrukturen) oder Exklusionsverhältnisse (also „identitäre“ Klassenstrukturen<sup>24</sup>).

Um den Begriff der Struktur im Kompositum „Klassenstruktur“ zu rekapitulieren, kann noch einmal auf die Analogie zurückgegriffen werden, die den Strukturbegriff an der Aufführung einer Symphonie zu veranschaulichen suchte. Aufführungen von Symphonien folgen Regeln, die in einer Partitur festgelegt sind.<sup>25</sup> Das Ausgangsargument ist gewesen, dass es zum Verstehen der Regeln unzureichend ist, den Musiker bzw. die Musikerguppen (1. Geigen, 2. Geigen etc.), die die Musik aufführen, nur zu beobachten. So erfahren wir über die Musik nur, dass es sich um praktische Formen der Tonerzeugung handelt. Um das Handeln des Musikers während der Aufführung einer Symphonie zu erklären, kann man darüber hinaus auf interpretative Kämpfe rekur-

---

<sup>23</sup> Dieser strukturelle Aspekt ist nur selten radikal durchgehalten worden. Vgl. hierzu vor allem Erik Olin Wright (1997).

<sup>24</sup> Hier zeigt sich bereits auf begrifflicher Ebene, wie stark der Begriff der Kultur notwendige analytische Unterscheidungen zugedeckt hat. Denn nichts läge näher, als hier wieder den Begriff der Kultur zu gebrauchen, der bislang für die „kulturellen“ Manifestationen von Klassenverhältnissen reserviert worden war. Der Begriff des kulturellen Kapitals fügt dem noch eine weitere Verwirrung hinzu. Im Folgenden wird unterschieden zwischen kulturellen Oberflächenphänomenen und strukturellen Erzeugungsregeln, die nicht nur ökonomischer, sondern auch politischer oder „identitärer“ Natur sein können. Der Begriff der (**kollektiven!**) Identität wird hier als Unterscheidungsbegriff gebraucht, der über symbolische Grenzziehung das Eigene vom Anderen trennt und so konstitutiv für strukturelle Differenzen ist.

<sup>25</sup> Das schließt nicht aus, dass es auch nicht-schriftliche Partituren gibt, wie sie die Volksmusik kennzeichnen. Es ist dann eben „schriftlose“ Musik. Das impliziert keine Wertung, sondern nur Beobachtung von Komplexität.

rieren. Dies mobilisiert kulturelle Konflikte, die sich besonders an strittigen Figuren wie Wagner entzünden. Man kann aber auch auf die autoritativen Leistungen des Dirigenten, der Konzertmeister usw. rekurrieren, deren Macht akzeptiert oder bestritten werden kann, sei es durch die Musiker selber, sei es durch das Publikum. All dies mag Teil einer Erklärung sein. Doch dass die Musiker so handeln, wie sie handeln, liegt an der Partitur. Die Kenntnis der Partitur gibt Auskunft über die Noten, die in einer Aufführung gespielt werden sollen. Inwieweit in eine Partitur selbst strukturelle Beziehungen eingeschrieben sind, die den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Musikergruppen einschließlich Dirigent (und Publikum) bestimmen, also Strukturen der Abhängigkeit, Kooperation, Kritik oder Indifferenz, ist der Gegenstand einer strukturalen Lektüre der Partitur.<sup>26</sup>

Diese Metapher klärt auch das Verhältnis von Struktur und ihrer historisch besonderen Form. Ob die Klassenstruktur einer Gesellschaft eher ökonomisch oder politisch oder identitär bestimmt ist, hängt mit der Partitur zusammen, nach der die Gesellschaft handelt. Die Partitur einer Gesellschaft zu entziffern und zu lesen ist also der Schlüssel zu ihrer strukturalen Analyse. In diesen Text sind Exklusions-, Macht- und Ausbeutungsverhältnisse eingeschrieben. Was soziologisch zum Staunen bringt, ist die Selbstverständlichkeit, wie Ordnung mit strukturellen Differenzen hergestellt werden kann. Wenn wir die Annahme einer Partitur machen, dann ist diese Ordnung keine Überraschung mehr.

Wenn sich eine Gesellschaft zu der Differenzen festschreibenden Partitur auch noch den Dirigenten holt, der diese Partitur exekutierte, dann fügt sie der sozialen Ungleichheit auch noch das Moment von Herrschaft hinzu. Ein Dirigent ohne Partitur macht ebenso wenig Sinn wie Herrschaft ohne strukturelle Differenzen, die es zu reproduzieren gilt. Strukturelle Analyse ist der Versuch, vor aller Herrschaft die Klassenstruktur einer Gesellschaft zu identifizieren. Dass alle mitspielen, liegt nicht allein am Dirigenten. Es liegt daran, dass die Partitur akzeptiert wird, dass man den Regeln folgt, die dort festgelegt sind. Jeder lernt diese Regeln in langen, oft komplizierten Lernprozessen, um dann an dem ihm zugewiesenen Platz mitzuspielen. Der Dirigent erinnert daran, wie und in welchem Tempo diese Regeln exekutiert werden.

Dieses „Dirigenten“-Modell beschreibt jene die moderne Gesellschaft (wie auch traditionale Herrschaftssysteme) kennzeichnende Konstellation. Es lassen sich aber auch Partituren ohne Dirigenten und mit gleicher Rolle aller Beteiligten denken. Auch dafür findet sich ein musikalisches Analogon: der Gregorianische Choral. Kein Dirigent, und unisono wird musiziert. Doch die Bedingungen dafür sind besondere: klösterliche Kontexte, in denen die Frage gesellschaftlicher Reproduktion externalisiert worden ist, wo also die Komplexität sozialer Beziehungen minimiert und auf einen Dritten, nämlich Gott,

---

<sup>26</sup> Die Musiksoziologie hat bisweilen den Versuch unternommen, solche Strukturen in den Text zu lesen. Berühmt geworden ist die (vermutlich irri)ge Beschreibung des Jazz bei Adorno, der im Rhythmus des Jazz die Reproduktion der Unterdrückung der Schwarzen gesehen hat.

hin ausgerichtet sind. Doch dieser Fall lässt sich nicht zum gesellschaftlichen Normalfall machen. Soziale Ungleichheit lässt sich zwar ausklammern, aber nicht beseitigen. Dies ist das Kennzeichen von Gesellschaften ohne Staat (Clastres 1976).

#### 4.2 *Das Repräsentierte: Zum Generator von Milieuabgrenzungen*

Eine Strukturanalyse erklärt nicht den Ausgang sozialer Auseinandersetzungen, sondern ihre Bedingungen der Möglichkeit. Die Ausgänge solcher Auseinandersetzungen sind evolutionär offen. Milieus, jene quasi-konkreten kollektiven Akteure, können sich aufeinander in mehr oder weniger konflikthaltiger Form beziehen. Es hängt dann von Interessenunterschieden, Anerkennungsverweigerung oder moralischer Empörung ab, inwieweit diese Differenzen zu Konflikten führen. Rassismus erzeugt – unter bestimmten Bedingungen – Mobilisierung und Gegenmobilisierung. Die eigentliche soziologische Frage ist: Wie lässt sich die Stabilität solcher Konflikte erklären, wenn unmittelbare interaktive Verletzungen des anderen nicht zu Auseinandersetzungen motivieren? Was hält Konflikte in der „Latenz“?

Soziale Konflikte auf Klassenstrukturen zurückzuführen, legt die hier in der Tradition der Klassenanalyse verfolgte Analysestrategie dar. Diese Analysestrategie enthält eine Strukturhypothese, die überprüfbar ist; denn nicht jeder Konflikt ist in Klassenstrukturen, also in einer ungleichheitsgenerierenden Form begründet. Es ist zu überprüfen, inwieweit Ungleichheitsrelationen in solche Konflikte eingeschrieben sind.

Eine Systematik klassenstrukturell bestimmter, Konflikt generierender Strukturen wurde oben kurz angedeutet: ökonomische, politische oder identitäre Klassenverhältnisse. So lassen sich Konflikte, die auf Nichtanerkennung (Verachtung) abzielen, als Konflikte zwischen „ethnischen“ Klassen von Akteuren bezeichnen. Die ungleichheitsgenerierende Struktur besteht hier in der besonderen symbolischen Grenzziehung, die zu Abgrenzungsproblemen mit Konflikt generierenden Folgen führt. Andere Konflikte beziehen sich auf den systematischen Ausschluss aus politischen Einflussmöglichkeiten und die damit verbundene Formierung politischer Klassenverhältnisse. Hier ist der Konflikt generierende Mechanismus in der Struktur der Beteiligung an politischer Macht zu suchen. Schließlich bleibt der uns vertraute Fall einer ökonomischen Klassenstruktur, in der Ausbeutung zur selektiven Nutzung des gesellschaftlich produzierten Reichtums führt. Diese Unterscheidungen sind analytischer Natur. Sie kommen in der Realität selten in reiner Form vor. Es geht meist zugleich um Identität, Macht und Ausbeutung. Welche Form dominiert, variiert historisch.

Die Beschreibungen der Klassenstruktur gegenwärtiger Gesellschaften sind eher von identitären Gesichtspunkten bestimmt. Allerdings wird in diesen Beschreibungen der ungleichheitsgenerierende Mechanismus übersehen und die Beschreibung auf das Modell der kulturellen Unterscheidung reduziert. Dies dominiert etwa in der sozialwissenschaftlichen und öffentlichen Beobachtung von Milieus. Die Kultur der kleinbürgerlichen Milieus – so die gän-

gige Beschreibung – unterscheidet sich von der herrschenden bürgerlichen Kultur dadurch, dass sie deren politische Kultur, die Grundlage der legitimen bürgerlichen Kultur, negieren muss. Sie plädiert deshalb für das gute Leben: Die alten Mittelklassen finden dieses gute Leben in der protestantischen Pflichterfüllung, die neuen finden das gute Leben in der Selbstverwirklichung. Beides sind Varianten ein- und derselben Klassenhaltung. Was die Unterklassen kennzeichnet, ist eher negativer Natur, nämlich ein Gefühl kollektiver Unsicherheit, basierend auf dem Gefühl, dass der technische Wandel den Arbeiter überflüssig mache. Gerade dafür hat die empirische Sozialforschung, nämlich die alte Industriesoziologie (die zu den originären Forschungstraditionen in Deutschland nach dem Krieg gehört), Belege erbringen können (Popitz et al. 1957; Kern/Schumann 1980). Bourdieu hat diese Beziehungsform auf den Begriff der „distinction“, der „feinen Unterschiede“ gebracht (Bourdieu 1982). Solche Differenzen lassen sich konfliktualisieren und zu zivilisatorischen Clashes hochjubeln. Kulturelle Differenzen führen dann zu sozialen Konflikten, zu Bewegungen und Gegenbewegungen.<sup>27</sup>

Solche Beschreibungen reichen aus, wenn wir solche Konflikte als historisch kontingente, aus dem situativen Kontext sich ergebende Konflikte begreifen. Sie reichen nicht mehr aus, wenn wir die Permanenz und Latenz solcher Konflikte erklären wollen. Diese Permanenz sozialer Konflikte liegt nicht mehr in der Logik der Konfliktualisierung von Differenz, sondern in der strukturellen Festschreibung von Verhältnissen zwischen Klassen von Akteuren begründet, die, damit sie latent bleiben, von den Akteuren auch nicht als solche repräsentiert werden. In den Repräsentationen versteckt sich das Repräsentierte. Um dies zu fassen, müssen wir unsere Beobachtungen danach überprüfen, inwieweit ungleichheitsgenerierende Strukturen in den kulturellen Manifestationen zum Ausdruck kommen und den Schluss auf strukturelle Differenzen, auf Klassenlagen, erlauben.

---

<sup>27</sup> Zur Logik dieses Typus konfliktueller Auseinandersetzungen vgl. Eder/Schmidtke (1998). Ob sich nun in hochindustrialisierten Gesellschaften der Schwerpunkt von Konflikten auf solche kulturellen Formen verschiebt, ist ein offenes Problem. Die Theorie der Postmoderne vermutet dies.

## 5 Zur Logik einer Strukturanalyse sozialer Ungleichheit

### 5.1 Methodische Implikationen

Es gibt keinen Königsweg strukturaler Analyse. Strukturen zeichnen sich ebenso in der statistischen Verteilung von Kapitalbesitz ab wie in den Geschichten, die sie erzählen. Beides sind objektivierte Formen menschlichen Handelns, die unterschiedliche Wege des „Lesens“ nahe legen. Daraus ergibt sich die Forderung nach einem Multimethoden-Ansatz, dessen Zentralproblem in der angemessenen Verknüpfung unterschiedlicher Beobachtungsweisen von Differenzen liegt (Brewer/Hunter 1989).

Jeder von uns hat ein intuitives Wissen von den Unterschieden zwischen den Menschen und ihren Milieus. Jeder hat eine Idee davon, dass diese Unterschiede darin bestehen, dass man in unterschiedlicher Weise miteinander redet, dass man über Unterschiedliches redet, dass es – kurz gesagt – kulturelle Differenzen gibt. Doch wie kann man das strukturierende Prinzip solcher kulturellen Differenzen empirisch erfassen?

Nicht-reaktive Verfahren, die besonders in der qualitativen Forschungstradition als Königsweg zur Erfassung sozialer Realität gesehen werden, helfen uns nur, die Differenzen in der „Vorderwelt“ genauer und präziser zu beschreiben und zu verstehen. Um Aufschlüsse über Differenzen in den Wirklichkeitskonstruktionen und im Wirklichkeitsverständnis sozialer Gruppen zu erhalten, lässt man die Akteure erzählen. In diesem Zusammenhang hat in der jüngeren Literatur das Forschungsinstrument der Generierung selbst erzählter Lebensgeschichten eine nicht unbeträchtliche Bedeutung gewinnen können (Matthes 1985, 1992; Kohli 1981; Kohli/Günther 1984). Das dokumentarische Material, das so erhoben werden kann, führt – so zeigen Erfahrungen – relativ dicht an die Alltagswirklichkeit heran, an die Orientierungsprobleme und die Lösungsversuche für diese Orientierungsprobleme, die für sozial bereits klassifizierte Menschen typisch sind.<sup>28</sup> Daraus lassen sich Milieutypen konstruieren, die kulturelle Differenzen übersichtlich machen. Doch an die strukturelle „Hinterwelt“ kommt man so nicht heran.

Man kann strukturelle Differenzen dagegen mit Hilfe reaktiver Methoden, d.h. in der quantitativen Forschungstradition mit den Mitteln der Umfrageforschung, abfragen. Was der Umfrageforscher erfährt, sind Antworten auf *seine* Fragen (bzw. die seines Arbeitgebers), nicht Antworten auf die Fragen, die sich die Gesellschaftsmitglieder selber stellen. Das, was man wissen will, nämlich welche Fragen sich die Menschen stellen und welche Unterschiede hier zu konstatieren sind, erfährt man gerade nicht. Das ist auch der Sinn dieses Verfahrens: die Hinterwelt der meinenden Vorderwelt zu erfassen. Wenn man wissen will, wie sich Akteure im Hinblick auf (irgend)eine Frage struk-

---

<sup>28</sup> Ein gutes Beispiel dafür ist Berking/Neckel (1990).

turell unterscheiden, dann sind Umfragen ein ideales Instrument der Sichtbarmachung von strukturellen Differenzen.<sup>29</sup>

Aus systematischen Gründen scheint ein anderes Forschungsinstrument noch produktiver zu sein: das Forschungsinstrument der Gruppendiskussion. Dieses Forschungsinstrument, das sich sowohl in sozialisations- wie entwicklungstheoretisch orientierten Untersuchungen bewährt hat (Miller 1986; Touraine 1978), basiert darauf, Gruppen von Personen mit einem Problem zu konfrontieren (dieses Problem kann eine Geschichte sein, ein Vortrag einer Person vor dieser Gruppe oder Ähnliches), wodurch eine Diskussion über das ausgelöst wird, was dieser Gruppe gemeinsam ist. In solchen Gruppendiskussionen wird ein Material erschlossen, das kollektiv geteilte Weltbilder dieser Gruppe als ein Ergebnis einer kollektiven oder gemeinsamen Wirklichkeitskonstruktion zu rekonstruieren erlaubt. Der Vorteil des Gruppendiskussionsverfahrens besteht also darin, das Weltbild einer Gruppe in seinem sozialen *status nascendi* dokumentieren zu können. Das, was als gemeinsame Kultur gilt, kann zugleich mit den Regeln der Erzeugung beobachtet werden. Es gibt also nicht nur Text, sondern Diskurs, nicht nur Meinungen, sondern Aushandlungsprozesse. Text und sozialer Prozess bleiben miteinander verbunden.

Diese Doppelbeobachtung ist die Voraussetzung dafür, Text und soziale Strukturen miteinander verknüpfen zu können. Zwischen Text und Sozialstruktur wird eine Zwischenebene des Redens eingeschoben, das den Text erzeugt und reproduziert und zugleich selbst ein sozial geregelter Prozess ist.<sup>30</sup> Mit diesem Verfahren kann man jene fundamentale Ebene der sozialen Realität sichtbar machen, auf der Strukturen sozialer Ungleichheit zu lokalisieren sind: auf der Ebene jener Regeln, die der gemeinsamen Erzeugung von Wirklichkeit zugrunde liegen. Solche empirischen Daten können dann unter strukturellen Gesichtspunkten etwa als (unter Umständen systematisch verzerrende) Kommunikationsstrukturen analysiert und gemessen werden.

In einer so angelegten Strukturanalyse zeigt sich, dass dieser Methodenmix eine paradoxe Eigenschaft aufweist: Sie wird umso komplizierter, je mehr sie sich von der Logik der Quantität zur Logik der Qualität bewegt. Entgegen dem Vorurteil, dass die quantitative Rekonstruktion von Strukturen schwieriger ist, erweist sich das Gegenteil: Nichts ist kunstvoller zu tun als eine der Komplexität der Realität angemessene Strukturanalyse durchzuführen.

---

<sup>29</sup> Man muss nur davon Abstand nehmen, dass damit auch die Realität „abgebildet“ wird. Umfragen sind ein Mittel zur Beobachtung, sind Beobachtungsdaten, nicht mehr und nicht weniger. Möglichkeiten zu solcher Lesart bietet insbesondere Lüdtkke (1989, 1990).

<sup>30</sup> Dieser Zusammenhang ist eindrucksvoll in den Beiträgen zu Boden/Zimmermann (1991) analysiert worden. Siehe auch generell dazu Boden (1990).

## 5.2 *Theoretische Implikationen*

Impliziert nun strukturelle Analyse einen strukturalen Determinismus? Die Unterscheidung von Notensystem, Partitur und Aufführung sollte bereits klargestellt haben, dass es sich hier um analytisch zu unterscheidende Ebenen handelt, die eine Erklärung sozialer Ungleichheit tragen. Strukturen ohne handelnde Aktualisierung sind ebenso tot wie Handeln ohne strukturelle Einbettung sozial unverständlich wäre. Das vermittelnde Element, die „Partitur“ des sozialen Lebens, erhält damit eine ausgezeichnete Stellung in der Analyse, erlaubt sie doch die Analyse der Strukturen, die den empirisch beobachtbaren sozialen „Verhältnissen“ zugrunde liegen. Mit dieser Ebene der empirischen Analyse kommt man also über deskriptive Feststellungen sozialer Ungleichheit hinaus.

In einer Phänomenologie des gesellschaftlichen Lebens geht es um Akteure oder Gruppen von Akteuren, die untereinander um die Ressourcen einer Gesellschaft konkurrieren, die ihnen auf Grund verschiedener Merkmale zugänglich sind bzw. vorenthalten werden: als Arbeiter, Frau, Rentner, Student, Angehöriger einer Minorität, Immigrantin usw. Diese Beschreibung lässt sich in politischen Auseinandersetzungen strategisch nutzen und kann zum Mittel und sogar Medium jenes Prozesses werden, in dem sich Gruppen gegenseitig die Ressourcen einer Gesellschaft streitig machen.<sup>31</sup>

Man könnte diese Beschreibung und deren Politisierung gegen die strukturelle Analyse ausspielen und argumentieren, dass Klassenstrukturen sich an den Klassenauseinandersetzungen (wenn es sie denn gibt) ablesen lassen. Damit wäre die starke Annahme einer strukturellen „Hinterwelt“ vermieden, dies aber um den Preis einer Lesart, die nun strukturelle Differenzen in der Logik des Handelns von Akteuren selber suchen muss. An die Stelle strukturtheoretischer Annahmen treten Annahmen einer anthropologisch angelegten Neigung des Menschen, sich auf Kosten des anderen zu bereichern. Diesem spontan einleuchtenden Prinzip menschlichen Handelns folgen der analytische Marxismus genauso wie neuere Theorien einer rationalistischen Erklärung kultureller und ethnischer Differenzen. Die strukturalistische Gegenhypothese lautet, dass der Kampf sozialer Gruppen um Reichtum und um Anerkennung sich nicht auf solche anthropologischen Eigenschaften des Menschen zurückführen lässt, sondern in sozialen Regeln zu suchen ist, in einer evolutionär entstandenen Grammatik sozialer Beziehungen. Ob sich diese Grammatik auf einige „elementare“ Strukturen zurückführen lässt (etwa Reziprozität) oder eine sich evolutionär entfaltende Struktur ist, gehört zu den strittigen und weiterhin offenen Fragen einer befriedigenden Strukturtheorie.

---

<sup>31</sup> Wie weit diese Auseinandersetzungen „politisch“ sind, hängt von der Zentralität politischer Institutionen ab. Es ist zu erwarten, dass Demokratien als die am meisten politisierten Gesellschaften (denn hier regiert ja das ganze Volk – zumindest der Idee nach – mit) auch die ausgeprägtesten Auseinandersetzungen kennen. Insofern liegt eine „politische Soziologie sozialer Ungleichheit“ (Kreckel 1992) dann nahe, wenn sich politische Zentren besonders stark in die Gesellschaft einmischen.

An dieser Stelle kommt die kommunikationstheoretische Perspektive ins Spiel. Zwischen der Scylla einer individualistischen Sozialtheorie und der Charybdis einer evolutionären Sozialtheorie liegt der Ausweg einer kommunikationstheoretischen Begründung von Strukturbildung, die Strukturierung als das Ergebnis von Interaktionen, als Ergebnisse von in Interaktionen stattfindenden Konstruktionsprozessen sieht. Damit entgeht die strukturelle Analyse dem Zwang zur Wahl zwischen Objektivismus und Subjektivismus. Dieses Ausspielen ist dann nicht mehr möglich, wenn wir kommunikationstheoretisch zeigen, dass Strukturen in Interaktionen erzeugt und reproduziert werden, dass „Strukturen“ Teil jener „dritten Popper’schen Welt“ sind, die weder psychologisch auf den menschlichen Geist noch auch die Objektivität der Welt außerhalb des menschlichen Geistes zurückgeführt werden können. Die Texte, in denen wir leben und durch die hindurch wir in interaktiver Kommunikation die Strukturen produzieren und reproduzieren, die soziales Handeln regeln, sind nicht, wie Lévi-Strauss vermutete, letztlich im Gehirn des Menschen, in den Strukturen des menschlichen Geistes angesiedelt, noch, wie es manche geschichtsphilosophische Vermutung dachte, in der Objektivität historischer Prozesse, also in den Strukturen der Geschichte (oder des objektiven Geistes) begründet. Sie sind eine emergente Form formal regulierter und evolutionär zunehmender Kommunikation, in denen sich gleichermaßen Strukturen verfestigt haben wie Möglichkeiten der Rekonstruktion dieser Strukturen eröffnen. An diesen kommunikationstheoretischen Weichenstellungen kann auch die theoretische Fundierung der modernen Ungleichheitsforschung nicht mehr vorbeigehen. Sie kann sich weder auf das empiristische Vorurteil zurückziehen und an die Stelle von Erklärung die empirische Beschreibung von Verhaltensweisen oder Meinungen setzen. Noch kann sie die Theorie austreiben, die erst die Strukturen sichtbar macht, die der gesunde Menschenverstand vielleicht ahnt, aber nicht auf den Begriff bringt. Der gesunde Menschenverstand vermag soziale Differenzen zu skandalisieren und damit zu politisieren. Er kann sie moralisch als Ungerechtigkeit verdammen und dafür die empirischen Belege der Differenzen zwischen den Menschen als deren illegitime Ungleichheit verdammen. Der gesunde Menschenverstand tut aber auch bisweilen das Gegenteil: Er findet es gut, dass es Differenzen gibt, motivieren sie doch Menschen, über sich selbst hinauszugehen, was wiederum den sozialen Fortschritt vorantreibt.<sup>32</sup> An diesen Debatten wird das Theoriedefizit der Ungleichheitsforschung und ihr Mangel an objektivierender Beschreibung nur zu deutlich.

Beide Positionen sind möglich und ihrerseits in den Kommunikationszusammenhang der Gesellschaft eingebunden, in dem soziale Positionen reguliert werden. Hinter dem Text bzw. den Texten ist der Kommunikationszusam-

---

<sup>32</sup> Diese Differenzen des gesunden Menschenverstandes haben auch die Tradition der sozialwissenschaftlichen Erklärung nicht unberührt gelassen. Siehe dazu die klassische Auseinandersetzung zwischen den funktionalistischen und den marxistischen Ungleichheitsforschern der 50er Jahre.

menhang ausfindig zu machen, in dem Repräsentationen erzeugt, das Repräsentierte miterzeugt und strukturelle Festlegungen für weitere Kommunikation „stattfinden“. Dieses „Stattfinden“ ist das, was die strukturelle Beobachtung und Analyse jenseits der Texte und ihrer sozialen Inszenierung zu fassen sucht.

Das schließt allerdings nicht aus, dass in dieses „Stattfinden“ die Bedingungen für Strukturumbauten gelegt werden. Die kommunikationstheoretische Perspektive legt dies im Gegenteil gerade nahe. Die moderne Beobachtung, dass die Fokussierung auf Klassenstrukturen als einer allgemeinen Grammatik menschlicher Gesellschaften gerade die Infragestellung dieser Struktur miterzeugt und zugleich die Optionen für neue Strukturbildungen erhöht, impliziert ein dynamisches Konzept einer sozialen Grammatik. Soziale Unterscheidungen zwischen Gruppen und ihre interaktive Mobilisierung durch Klassenkämpfe und Klassifikationskämpfe erzeugen Struktureffekte, die jenseits der Anthropologie des Menschen quasi-anthropologische Strukturen erzeugen, die – und das mag ein Unterschied zur Sprache sein oder auch nicht<sup>33</sup> – sich auch noch evolutionär verändern.

Welches die Effekte der Struktureigenschaften moderner Gesellschaften sind, ist empirisch zu entscheiden. Analytisch lassen sich drei Struktureffekte gut unterscheiden: ökonomische, politische und symbolische. Die beiden Ersten sind in der klassischen Theorie einer ökonomischen (Marx) oder politischen (Weber) Strukturierung der Gesellschaft formuliert worden. Die Dritte führt eine Erweiterung ein, die auf symbolischer Exklusion begründete Differenzierung und Konflikualisierung der Gesellschaft. Diese sind ein besonders folgenreicher Effekt der Moderne: nämlich der zunehmenden Kommunikation des Besondereins des anderen. Die Kommunikation der Idee einer Egalität zwischen den Menschen macht ihre Differenzen umso sichtbarer und (ver)führt zu Abgrenzung und Ausgrenzung, zu Klassifikationskämpfen, in denen es um Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit geht.<sup>34</sup> Die Überraschung, mit der viele das Aufkommen identitärer Differenzbildung und die Intensivierung identitärer Kämpfe festgestellt haben, liegt vermutlich an der naiven Vorstellung, dass mit der politischen Regulierung sozialer Auseinandersetzungen auch das strukturierende Prinzip dieser Auseinandersetzungen außer Kraft gesetzt worden sei. Dieses „Verschwinden“ von identitären Klassenstrukturen nährt die Vorstellung des Verschwindens von Strukturen überhaupt und die Vorstellung von der Kontingenz von Konflikten, die dann als

---

<sup>33</sup> Dieses Argument ist strittig, was nur zeigt, dass die Anthropologisierung der Grundlagen des Sozialen in der Regel zu kurz greift und zu einfach ist.

<sup>34</sup> Dieses Element kann nicht auf den Kapitalismus zurückgeführt werden. Seine Wurzeln sind in der Struktur universalistischer Weltbilder und Deutungssysteme zu suchen, die das Besondere des eigenen Wir vom anderen nicht nur abgrenzen, sondern mit missionarischer Verve auch die anderen anders zu machen sucht, nämlich, so wie man selbst ist. Dieser strukturelle Zwang macht Klassifikationen besonders dort zu einem Struktur bildenden Prinzip, wo dieser Universalismus zum Begründungsprinzip einer Gesellschaft geworden ist.

bloße Interessenkonflikte erscheinen.<sup>35</sup> Dass sie mehr sind, erschließt sich eher dem strukturalen denn dem handlungstheoretischen oder gar nur mehr phänomenologischen Blick.

## 6 Nicht zu wenig und nicht zu viel Kultur

Die Annahme einer klassenstrukturellen Erklärung sozialer Ungleichheit ist mit einer starken strukturtheoretischen Annahme in der Gesellschaftsanalyse verbunden. Makrostrukturen sind in einer solchen Gesellschaftsanalyse nicht nur Ergebnis oder restringierender Kontext von Handeln. Makrostrukturen werden vielmehr zu Regelsystemen, die dem Handeln in derselben Weise zugrunde liegen wie Sprachregeln dem Sprechen („Sprachhandeln“). An dieser Analogie lässt sich die strukturtheoretische Annahme gut erläutern. Sprachregeln existieren unabhängig vom Sprechen; doch ohne Sprachregeln findet kein verständliches Sprechen statt. Sprachregeln werden aber erst durch das Sprechen bedeutsam. Partituren existieren unabhängig von der Aufführung; doch ohne sie ist keine Aufführung möglich. Ebenso existieren soziale Strukturen unabhängig vom sozialen Handeln, doch ohne sie ist koordiniertes Handeln sozialer Akteure nicht möglich. Diese starke strukturtheoretische Annahme vermeidet die Probleme, die mit einem deskriptiven Begriff struktureller Differenzen, der auf kulturelle Unterschiede hinausläuft, und mit allgemeinen Annahmen über soziales Handeln, die auf entweder rationalistische Vereinfachungen oder kommunikationstheoretische Überhöhungen hinauslaufen, verbunden sind. Strukturhypothesen lassen sich demgegenüber formal und unabhängig von psychologischen oder anthropologischen Annahmen über menschliches Handeln als eine Realität *sui generis* formulieren. Die inhaltliche Hypothese der vorangegangenen Überlegungen war, dass Klassenstrukturen die Struktur bestimmenden Elemente von Sozialität in modernen kapitalistischen Gesellschaften sind. Diese Hypothese richtet sich gegen den Diskurs eines Endes sozialer Klassen, der mit dem neuen „guten“ Kapitalismus seit den 80er Jahren eine Blüte in den Sozialwissenschaften erlebte.<sup>36</sup> Auch dieser Kapitalismus kennt soziale Klassen im Sinne einer gruppenspezifisch zuordnungsbaaren ungleichen Positionierung im System der Verteilung von ökonomischen Gütern, politischem Einfluss oder kultureller Anerkennung. Dies wird auch in der jüngeren, an die traditionelle quantitative Ungleichheitsforschung anschließende neuere Ungleichheitsforschung „wiederentdeckt“. Die Strukturierung dieser Differenzen ist allerdings – und das ist das Gegenteil von dem, was Marx erwartete – eine Komplizierung und interne Differenzierung von Klassenstrukturen.

---

<sup>35</sup> Dazu passt auch die Theorie, die soziale Strukturen darauf reduziert, dass die Menschen dazu neigen, sich gegenseitig zu übervorteilen. Als ein besonders imperialistisches Beispiel für Rational-Choice-Ansätze in der Soziologie siehe Esser (1997). Zur soziologischen Kritik siehe Eder/Schmidtke (1998).

<sup>36</sup> Diesen Zusammenhang hat insbesondere Boltanski hervorragend analysiert (Boltanski/Chiapello 1999, S. 376ff.).

Hinzu kommt eine in der Ungleichheitsforschung nicht explizite „kulturelle“ Variable. Klassenstrukturierung erfordert eine ideologische Vereinheitlichung dieser Differenzen durch eine rechtfertigende Erzählung. Dieses Vereinheitlichende lässt sich in einem generalisierten Begriff von „Ideologie“ fassen, also der Annahme einer kollektiv eingeübten und akzeptierten Rechtfertigung von Klassen erzeugenden Strukturen. Diese in einer Einheitserzählung stabilisierte Struktur von Haben und Nicht-Haben rechtfertigt die Inklusion in den und die Exklusion von Akteuren aus dem Kommunikationszusammenhang Gesellschaft. Die Narration, der Mythos der individualisierten (oder weniger empirisch überprüfbar: der sich individualisierenden) Gesellschaft liefert eine neue kulturelle Rechtfertigung für soziale Ungleichheit. Der generalisierte Begriff des „Kapitals“, wie ihn Bourdieu vorgeschlagen hat (Bourdieu 1982), liefert das Element der Trennung in der Narration der Einheit gesellschaftlicher Verhältnisse.<sup>37</sup> Das Haben bzw. Nicht-Haben von Kapital bezieht sich gleichermaßen auf ökonomische Ausbeutung, politische Macht oder symbolische Exklusion. So lassen sich „Klassen“ von Akteuren unterscheiden, die auf der narrativen Ebene Teil eines Ganzen sind.

Diese Rechtfertigungsdiskurse üben – ebenso wie die sie auslösenden Strukturen – eine objektive Gewalt aus. Sie erzeugen jene Wahrnehmung der sozialen Realität, die an die Stelle von Klassen Individuen setzt. Soziologische Analyse kann diese Funktion von einheitsstiftenden Erzählungen strukturtheoretisch unterlaufen, indem sie die Frage nach der objektiven sozialen Position real klassifizierter Gruppen „strukturtheoretisch“ stellt: Sind die „neuen Mittelschichten“ – ein Begriff, der Individuen (ob atomisierte oder eng aufeinander verwiesene, ist hier sekundär) sozialen Positionslagen zuordnet und so die Gesellschaft ordnet – Teil eines nach Ungleichheitsregeln konstruierten Strukturzusammenhangs? Sind sie in diesem Sinne eine soziale Klasse, oder sind sie strukturentlassene Individuen mit kontingenten kulturellen Orientierungen, also kein Ausdruck strukturierter Klassifikation mehr?

In dem Maße, in dem Letzteres der Fall wäre, wäre auch der Kommunikationszusammenhang der Gesellschaft gebrochen: Jeder spräche nach seinem Gusto. Dieser unwahrscheinliche Fall wäre die klassenlose Gesellschaft. Was die Gesellschaft zusammenhielte, wäre nur mehr der Dauerversuch, sich über die Regeln zu verständigen, nach denen man miteinander reden sollte.

Damit eröffnet sich dem strukturtheoretischen Blick eine Eigenschaft von Sozialität, die oft übersehen wird. Gesellschaft konstituiert sich in der Herstellung strukturierter Differenzen. Man kann zwar als regulative Idee eine klassenlose Gesellschaft unterstellen, doch die Logik gesellschaftlicher Entwicklung beruht – wie immer man das Telos bestimmt – auf einer Dynamik

---

<sup>37</sup> Dieser Zusammenhang lässt sich am Beispiel des Privateigentums als einer historisch spezifischen Differenzsetzung erläutern. Privateigentum trennt und ist doch kollektiv geteilte Selbstverständlichkeit, die erst durch Skandalisierung gebrochen werden kann – bislang weitgehend erfolglos, wie die jüngste Geschichte der positiven Rechtfertigung des Kapitalismus zeigt (Boltanski/Chiapello 1999, S. 93ff.).

strukturiertes Differenzsetzungen, die von den Akteuren entweder gebremst wird (wie in den als „einfach“ oder „kalt“ bezeichneten Gesellschaften) oder von ihnen befördert und dynamisiert wird (wie dies in kapitalistischen Gesellschaften der Fall ist). Einfache Gesellschaften vermeiden die Ausbildung von Klassen. Traditionale und moderne Gesellschaften forcieren sie.

Mit dem empirischen Blick der kulturalistischen Schichtungsforschung (die hier nur die traditionelle Schichtungsforschung weiterschreibt) stellt man den unwahrscheinlichen Fall heraus, dass sich moderne Gesellschaften wie einfache Gesellschaften denken ließen. Gesellschaften bestehen aus nur mehr sekundär vergemeinschafteten Individuen. An die Stelle verwandtschaftlicher Sekundärvergemeinschaftung tritt dann die utilitarische Sekundärvergemeinschaftung. Diese modernen, utilitarisch gedachten Individuen fallen *per definitionem* aus einer Struktur sozialer Ungleichheit heraus. Sie sind nur mehr über kulturelle Ähnlichkeiten oder Differenzen als soziale Wesen erkennbar. Das Milieu ersetzt die Verwandtschaftsgruppe.

Gegen diese euphemisierende Beschreibung moderner kapitalistischer Gesellschaften gilt es gerade angesichts des globalen Siegeszugs des Kapitalismus, den analytischen Blick für die Ungleichheitsdimension kultureller Differenzen zu schärfen. Unterschiede wie etwa die zwischen Groß- und Kleinbürgertum, zwischen Arbeitern und Angestellten, zwischen Produktionsarbeitern und Dienstleistungsarbeitern sind mehr als kulturelle Differenzen, sind mehr als soziale Klassifikationen. Der strukturtheoretische Blick unterläuft diese „Kulturalisierung“ soziologischer Analyse. Zu sehen, dass soziale Ungleichheit in kulturelle Differenzen eingelassen ist, setzt immer schon einen Begriff dieser Differenz voraus. Dies ist das nackte strukturtheoretische Datum: dass einer nimmt oder hat, was dem anderen vorenthalten bleibt. Hier findet jede Theorie kultureller Differenzen wie der diesen Kulturalismus absichernde methodologische Konstruktivismus Grenzen.

Eine starke strukturtheoretische Fragestellung eröffnet die Möglichkeit der Kritik. Sie kann dabei an eine alte theoretische Debatte anschließen: die Debatte um den Zusammenhang von Klassenstruktur, Klassenlage und Klassenbewusstsein.<sup>38</sup> Dieser Zusammenhang hat in der traditionellen Theorie nur Polarisierung hervorgerufen. Die marxistische Position unterstellte einen internen Zusammenhang zwischen Bewusstsein, Lage und struktureller Logik kapitalistischer Akkumulation und konstruierte daraus einen objektiven Strukturzusammenhang. Dieser hatte mit dem Folgeproblem zu kämpfen, einen universalen Verblendungszusammenhang zu unterstellen, aus dem nur mehr der bloße Voluntarismus einer revolutionären Klasse ausbrechen konnte. Die antimarxistische Position behauptete dagegen die Irrelevanz dieser Unterscheidung von

---

<sup>38</sup> Diese Debatte hat ihre letzten Ausläufer in den Arbeiten der kulturalistischen Marxisten, etwa bei Stuart Hall (1986), dem Protagonisten der britischen *cultural studies*, und in den strukturalistischen Marxisten, etwa bei Erik Olin Wright (1990), gefunden. Der Zusammenhang beider Ebenen ist dabei aufgelöst worden. Auch hier ist die Debatte letztlich theoretisch unproduktiv geblieben.

Ebenen, setzte auf das Beobachtbare und argumentierte, dass Strukturen, insbesondere Klassenstrukturen, als Nicht-Beobachtbares bloße Phantasiegebirge des Beobachters seien. Diese unproduktive Debatte endete in ideologischen Grabenkämpfen, die mit dem politischen Ende des Sozialismus die Rede von Klassenstrukturen noch mehr obsolet machte.

Gegen dieses voreilige Ende der Debatte um Klassenstrukturen angesichts der gegenwärtigen kapitalistischen Entwicklung richtet sich die in diesem Aufsatz vertretene Position. Der Bruch sozialer Reziprozität gehört zu den Kosten menschlicher Vergesellschaftung. Einfache Gesellschaften haben sich zu einem gewissen Grade mit Erfolg gegen diese Unterbrechung von Reziprozität wehren können. Je komplexer gesellschaftliche Verhältnisse werden, umso mehr sind solche Brüche sozialer Reziprozität strukturell angelegt. Mit der Inklusion von Frauen, Kindern, Migranten, Alten usw. erweitert sich der potenzielle Kreis der Opfer dieses Reziprozitätsbruchs. Klassenstrukturen werden zur normalen Begleiterscheinung gesellschaftlicher Entwicklung. Unter solchen Bedingungen bleibt nur mehr die Korrektur von strukturellen Benachteiligungen, die Korrektur von Klassenstrukturen, die in dem Maße sich anbietet, wie sich die Kommunikation über ihre Opfer beschleunigt. Die kulturelle Wende der Ungleichheitsforschung impliziert also ein Doppeltes: das Sichtbarmachen von Klassenstrukturen, dort, wo deren Opfer bislang unsichtbar waren, und die Möglichkeit der Skandalisierung dieser Strukturen. Das aber setzt voraus, dass wir auch theoretisch den Blick für die diese Klassenstrukturen konstituierenden Reziprozitätsbrüche offen halten.

### *Literatur*

- Bendix, Reinhard (1974): Inequality and social structure: A comparison of Marx and Weber. In: *American Sociological Review* 39, S. 149-161.
- Berger, Peter A. (1990): Ungleichheitsphasen. Stabilität und Instabilität als Aspekte ungleicher Lebenslagen. In: Peter A. Berger/Stefan Hradil (Hrsg.): *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile (= Soziale Welt, Sonderband 7)*. Göttingen: Schwartz, S. 319-350.
- Berger, Peter A. (1996): *Individualisierung. Statusunsicherheit und Erfahrungsvielfalt*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Berger, Peter A./Vester, Michael (Hrsg.) (1997): *Alte Ungleichheiten - Neue Spaltungen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Berking, Helmut/Neckel, Sighard (1990): Die Politik der Lebensstile in einem Berliner Bezirk. Zu einigen Formen nachtraditionaler Vergemeinschaftung. In: Peter A. Berger/Stefan Hradil (Hrsg.): *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile (= Soziale Welt, Sonderband 7)*. Göttingen: Schwartz, S. 481-500.
- Bernstein, Basil (1978): Class and pedagogy: Visible and invisible. In: J. Karabel/A. H. Halsey (Hrsg.): *Power and Ideology in Education*. New York: Oxford University Press, S. 511-534.
- Blau, Peter M. (1977a): A macrosociological theory of social structure. In: *American Journal of Sociology* 83, S. 26-54.
- Blau, Peter M. (1977b): *Inequality and Heterogeneity. A Primitive Theory of Social Structure*. New York: The Free Press.
- Blau, Peter M. (Hrsg.) (1978): *Theorien sozialer Strukturen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Blau, Peter M. (1994): *Structural contexts of opportunities*. Chicago: University of Chicago Press.
- Blossfeld, Hans-Peter/Hamerle, Alfred/Mayer, Karl-Ulrich (1986): *Ereignisanalyse*. Frankfurt/M.: Campus.
- Boden, Deirdre (1990): People are talking: Conversation analysis and symbolic interaction. In: Howard S. Becker/Michael McCall (Hrsg.): *Symbolic Interaction and Cultural Studies*. Chicago: University of Chicago Press, S. 244-273.

- Boden, Deirdre/Zimmermann, Don H. (Hrsg.) (1991): *Talk and Social Structure. Studies in Ethnomethodology and Conversation Analysis*. Berkeley: University of California Press.
- Bonß, Wolfgang. (1982): *Die Einübung des Tatsachenblicks. Zur Struktur und Veränderung empirischer Sozialforschung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Boltanski, Luc/Chiapello, Eve (1999): *Le nouvel esprit du capitalisme*. Paris: Gallimard.
- Bourdieu, Pierre. (1982): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Brewer, John/Hunter, Albert (1989): *Multimethod Research: A Synthesis of Styles*. London: Sage.
- Clastres, Pierre (1976): *Staatsfeinde. Studien zur politischen Anthropologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Cicourel, Aaron V (1970): *Methode und Messung in der Soziologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Coleman, James S (1990): *Norm-generating structures*. In: Karen Schweers Cook/Margaret Levi (Hrsg.): *The Limits of Rationality*. Chicago: University of Chicago Press, S. 250-272.
- Cook, K. S./Whitmeyer, J. M. (1992): *Two approaches to social structure: Exchange theory and network analysis*. In: *Annual Review of Sociology* 18, S. 109-127.
- Eder, Klaus (Hrsg.) (1973): *Seminar. Die Entstehung von Klassengesellschaften*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Eder, Klaus (1985): *Geschichte als Lernprozess? Zur Pathogenese politischer Modernität in Deutschland*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Eder, Klaus (1989a): *Jenseits der nivellierten Mittelstandsgesellschaft. Das Kleinbürgertum als Schlüssel zu einer Klassenanalyse fortgeschrittener Industriegesellschaften*. In: Klaus Eder (Hrsg.): *Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 341-393.
- Eder, Klaus (1989b): *Klassentheorie als Gesellschaftstheorie. Bourdieus dreifache kulturtheoretische Brechung der Klassentheorie*. In: Klaus Eder (Hrsg.): *Klassenlage, Lebensstil und kollektive Praxis*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 15-43.
- Eder, Klaus (1990): *Der Gleichheitsdiskurs und soziale Ungleichheit. Die kulturellen Grundlagen der modernen Klassengesellschaft*. In: Hans Haferkamp (Hrsg.): *Kultur und Sozialstruktur*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 179-210.
- Eder, Klaus (1993): *The New Politics of Class. Social Movements and Cultural Dynamics in Advanced Societies*. London: Sage.
- Eder, Klaus/Schmidtke, Oliver (1998): *Ethnische Mobilisierung und die Logik von Identitätskämpfen. Eine situationstheoretische Perspektive jenseits von „Rational Choice“*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 27, S. 401-420.
- Esser, Hartmut (1997): *Die Entstehung ethnischer Konflikte*. In: Stefan Hradil (Hrsg.): *Differenz und Integration. Verhandlungen des 28. Kongresses der DGS*. Frankfurt: Campus, S. 876-894.
- Feagin, Joe R./Orum, Anthony M./Sjoberg, Gideon (Hrsg.) (1991): *A Case for the Case Study*. Chapel Hill: University of North Carolina Press.
- Geißler, Rainer (1996): *Kein Abschied von Klasse und Schicht. Ideologische Gefahren der deutschen Sozialstrukturanalyse*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 48, S. 319-338.
- Giddens, Anthony (1984): *Die Klassenstruktur fortgeschrittener Industriegesellschaften*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Giddens, Anthony (1988): *Die Konstitution der Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Campus.
- Hall, Stuart (1986): *Cultural studies. Two paradigms*. In: Richard Collins/James Curran/Nicholas Garnham/Paddy Scannell/Philip Schlesinger/Colin Spark (Hrsg.): *Media, Culture & Society. A Critical Reader*. London: Sage, S. 33-48.
- Hartmann, Peter (1999): *Lebensstilforschung. Darstellung, Kritik und Weiterentwicklung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hradil, Stefan (1987): *Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hradil, Stefan (1997): *Soziale Ungleichheiten, Milieus und Lebensstile in den Ländern der Europäischen Union*. In: Stefan Hradil/Stefan Immerfall (Hrsg.): *Die westeuropäischen Gesellschaften im Vergleich*. Opladen: Leske + Budrich, S. 475-520.
- Kern, Horst (1982): *Empirische Sozialforschung. Ursprünge, Ansätze, Entwicklungslinien*. München: Beck.
- Kern, Horst/Schumann, Michael (1980): *Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kohli, Martin (1981): *Wie es zur "biographischen Methode" kam und was daraus geworden ist. Ein Kapitel aus der Geschichte der Sozialforschung*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 10, S. 273-293.
- Kohli, Martin/Robert, Günther (1984): *Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*. Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung.
- Konietzka, Dirk (1995): *Lebensstile im sozialstrukturellen Kontext. Ein theoretischer und empirischer Beitrag zur Analyse soziokultureller Ungleichheiten*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

- Kreckel, Reinhard (1992): Politische Soziologie sozialer Ungleichheit. Frankfurt/M.: Campus.
- Leach, Edmund (1978): Kultur und Kommunikation. Zur Logik symbolischer Zusammenhänge. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lévi-Strauss, Claude (1964): Mythologiques I: Le cru et le cuit. Paris: Plon.
- Lévi-Strauss, Claude (1966): Mythologiques II: Du miel aux cendres. Paris: Plon.
- Lévi-Strauss, Claude (1967a): Les structures élémentaires de la parenté (2. Aufl.). Paris, Den Haag: Mouton.
- Lévi-Strauss, Claude (1967b): Strukturele Anthropologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lévi-Strauss, Claude (1968): Mythologiques III: L'origine des manières de table. Paris: Plon.
- Lévi-Strauss, Claude (1971): Mythologiques IV: L'homme nu. Paris: Plon.
- Lüdtke, Hartmut (1989): Expressive Ungleichheit. Zur Soziologie der Lebensstile. Opladen: Leske + Budrich.
- Lüdtke, Hartmut (1990): Lebensstile als Dimension handlungsproduzierter Ungleichheit. Eine Anwendung des Rational-Choice-Ansatzes. In: Peter A. Berger/Stefan Hradil (Hrsg.): Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile (= Soziale Welt, Sonderband 7). Göttingen: Schwartz, S. 433-454.
- Matthes, Joachim (1985): Zur transkulturellen Relativität erzählanalytischer Verfahren in der empirischen Sozialforschung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37, S. 310-326.
- Matthes, Joachim (1992): The Operation Called "Vergleichen". In: ders. (Hrsg.): Zwischen den Kulturen (= Soziale Welt, Sonderband 8). Göttingen: Schwartz, S. 75-99.
- Mayer, Karl-Ulrich (2000): Promises fulfilled? A review of 20 years of life course research. In: Archives Européennes de Sociologie 41, S. 259-282.
- Miller, Max (1986): Kollektive Lernprozesse. Studien zur Grundlegung einer soziologischen Lerntheorie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Müller, Hans-Peter (1992): Sozialstruktur und Lebensstile. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Nadel, Siegfried F. (1957): The Theory of Social Structure. London: Cohen & West.
- Platt, Jennifer (1992a): „Case study“ in American methodological thought. In: Current Sociology 40, S. 17-48.
- Platt, Jennifer (1992b): Cases of cases. In: Ragin/Becker (1992), S. 21-52.
- Popitz, Heinrich/Bahrtdt, Hans P./Jüres, Ernst A./Kesting, Hanno (1957): Das Gesellschaftsbild des Arbeiters. Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie. Tübingen: Mohr.
- Ragin, Charles C./Becker, Howard S. (Hrsg.) (1992): What is a Case? Exploring the Foundations of Social Inquiry. New York: Cambridge University Press.
- Ritsert, Jürgen (1987): Braucht die Soziologie noch den Begriff der Klasse? - Über Max Webers Klassentheorie und neuere Versuche, sie loszuwerden. In: Leviathan 15, S. 4-38.
- Ritsert, Jürgen (1988): Der Kampf um das Surplusprodukt. Einführung in den klassischen Klassenbegriff. Frankfurt/M.: Campus.
- Ritsert, Jürgen (1998): Soziale Klassen. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Schwenk, Otto (Hrsg.) (1996): Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kultursoziologie. Opladen: Leske + Budrich.
- Sewell Jr., William H. (1992): A theory of structure: duality, agency, and transformation. In: American Journal of Sociology 98, S. 1-29.
- Strasser, Hermann/Dederichs, Andrea Maria (2000): Die Restrukturierung der Klassengesellschaft. Elemente einer zeitgenössischen Ungleichheitstheorie. In: Berliner Journal für Soziologie 10, S. 79-98.
- Touraine, Alain (1978): La voix et le regard. Paris: Seuil.
- Weymann, Ansgar (1998): Sozialer Wandel. Theorien zur Dynamik der modernen Gesellschaft. Weinheim: Juventa.
- Wright, Erik Olin (1990): A general framework for the analysis of class structure. In: ders.: The Debate on Classes, S. 3-43. London: Verso.
- Wright, Erik Olin (1997): Class Counts. Comparative Studies in Class Analysis. Cambridge: Cambridge University Press.